

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Johannes Weber

Peter Weber

Was eine kleine Kraft vermag



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Peter Weber

Bild um Bild aus einem reichen Leben rollt an unseren Augen vorbei: die Kindheit des armen Arbeiterjungen, sein Schulleben, die Lehrlingszeit in der Kruppschen Fabrik, sein Zeugenmut unter den Arbeitskollegen in jahrelanger Tätigkeit. Was es dann später für ihn im Christlichen Jungmänner-Verein und in seiner Wirksamkeit als Stadtmissionar an Freude und Leid, Kampf und Sieg gab, alles ist schlicht und natürlich erzählt, voll von heiligem Ernst und urwüchsigem Humor, wie sie sich zur Einheit verbanden in diesem originellen Gotteskind.

Das Büchlein stellt kein Lebensbild im historischen Sinne dar: es sind Einzelerlebnisse, aber lauter urwüchsiges Leben, anziehend auch für solche, die Stadtmissionar Weber nicht gekannt haben. Ein Buch, bei dem man sich keinesfalls langweilt, zum Vorlesen in der Familie oder im Verein ganz besonders geeignet, eben weil alles aus dem vollen Leben geschöpft ist.

Maria Pinner

Peter Weber

Was eine kleine Kraft vermag

Von seinem Sohn
Johannes Weber



BRUNNEN-VERLAG, GIESSEN UND BASEL

Band 53/54 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Notvolle Kinderjahre	5
Das Leben in der Fabrik	14
Ein Stück Innenleben	20
Erinnerungen an den Männer- und Jünglings- Verein Essen I	29
Kampf und Sieg im Männer- und Jünglings- Verein Essen-Altenessen	33
Besondere Erlebnisse des Vereinsleiters	40
Der Stadtmissionar	48
Geistesleitung	63
Lichtes und Finsteres im Umgang mit anderen	67
Pionierarbeit in Köln und Dienst als Evangelist	74
Kölner Kriegserleben	89
Blicke ins Familienleben	93
Der Lebensabend und das Heimwärtsgehen	97

Copyright 1953 by Brunnen-Verlag GmbH., Gießen
Druck: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg (Lahn)

VORWORT

Nachdem das Lebensbild meines Vaters: „Was eine kleine Kraft vermag“, das als schmucker Leinenband im Jahre 1931 im Verlag der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, W.-Elberfeld, erschienen war, seit Jahren vergriffen ist, wurde immer wieder nach dem Buch gefragt. So bin ich dankbar, daß der Brunnen-Verlag es jetzt in der Reihe seiner Kurzbiographien „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ wieder herausbringt. Es wurde zu diesem Zweck etwas gekürzt und überarbeitet.

Das Büchlein, das neben allerlei packenden Erzählungen aus einem gotthingegebenen Leben auch zu Herzen gehende wunderbare Erlebnisse aus der Zeit der alten, entschiedenen Männer- und Jünglingsvereine und der neueren Gemeinschaftsbewegung bringt, möge in dieser Form aufs neue seinen Segensweg antreten. Der Herr, um dessen Ehre und Verherrlichung es bei dem Dargebotenen geht, wolle bei manch einem Leser zu seinem Recht kommen und den Seinen ihren Glauben an Ihn stärken! Das ist mein Wunsch und Gebet.

Königsfeld (Schwarzwald), Herbst 1953

Johannes Weber

Notvolle Kinderjahre

Am ersten Weihnachtstag des Jahres 1860 wurde Peter Weber in Urbach-Überdorf im Westerwald geboren. Seine Eltern lebten in bescheidenen Verhältnissen. Der Vater war Schmiedemeister und mußte den Bauern für wenig Geld viel Arbeit leisten. Zudem stand das Geld manchmal nur im Buch; aber dafür konnte man natürlich nichts kaufen. Die Mutter war schwach und augenkrank. Sie starb bereits, als Peter etwa zwei Jahre alt war, bei der Geburt seines jüngsten Bruders. Die fünf Kinder wurden nun gegen Pflegegeld in anderen Familien untergebracht. Der Vater aber ergriff den Wanderstab, um in die Fremde zu ziehen, weil der Verdienst daheim nicht mehr reichen wollte. In der Kruppschen Fabrik, die in jener Zeit einen neuen Aufschwung nahm, fand er in der Räderschmiede Arbeit. Die Sehnsucht nach seinen Kindern trieb ihn aber bald wieder in die Heimat zurück.

Um ihnen ein neues Heim zu gründen, verheiratete er sich zum zweitenmal. Die ganze Familie zog daraufhin nach Essen. Nach viel Unruhe und Mühe der letzten Jahre erfreute sie sich aber leider nur eines kurzen Familienglückes. Im Jahre 1866 brach nämlich in Essen die Cholera aus, der damals ganze Familien zum Opfer fielen. Auch die erst etwa ein Jahr so traut Vereinten verloren ihren Ernährer und Versorger. An einem trüben Oktobertage kam Peters Schwester, die dem ältesten Bruder das Essen zur Fabrik tragen sollte, weinend mit der Botschaft heim, dieser sei plötzlich an der Cholera gestorben. Tiefe Traurigkeit legte sich auf alle Gemüter. Am anderen Morgen stieg der Vater heimlich über einen Zaun, der die Cholerabaracken absonderte, um seinen Jungen zu suchen. Er fand ihn wider Erwarten auf dem Wege der Besserung und kam ganz froh mit der Bot-

schaft heim: „Unser Kind lebt!“ Die Cholera ging bereits langsam in der Stadt zurück. Alles atmete auf. Am anderen Tag aber mußte sich der Vater legen. Er war von der tückischen Krankheit ergriffen worden. Es währte nicht lange, da holte man die Kinder aus ihren Betten, in denen sie bereits schliefen, an das Lager ihres sterbenden Vaters, der gern noch segnend die Hand auf ihre Häupter legen wollte. Bald darauf war er still von dieser Welt geschieden. Dazu bestimmte Männer kamen, wickelten ihn in sein Bettuch, legten ihn in den Sarg, stellten diesen auf einen Handwagen und fuhren ihn bis zur Hauptstraße. Dort nahm ein Möbelwagen die Särge auf und brachte sie zum Friedhof. In Massengräbern wurden die Toten beigesetzt.

Die Mutter, die schon so bald allein stand, war ratlos und weinte viel. Sie wußte nicht, wie sie durchkommen sollte. Eines Sonntags saß sie mit ihrer Kinderschar in der Abenddämmerung um den Ofen herum. Die Lampe war noch nicht angezündet. Draußen stürmte es sehr. Plötzlich klopfte es an die Tür, und herein trat ein junger Mann, der der Bekümmerten mit freundlichem Gruß die Hand mit den Worten reichte: „Ich war heute nachmittag in der Bibelstunde. Da haben wir an Sie und Ihre Not gedacht und die Kollekte für Sie bestimmt.“ Er nahm aus seiner Tasche eine Menge kleiner Münzen und legte sie auf den Tisch. Herzlicher Dank der Witwe war sein Lohn; sie bat ihn, noch zu bleiben. Der Bote Gottes willigte ein, setzte sich in den Kreis und erzählte von der Liebe Gottes, die sich in Jesus offenbart. An jenem Abend suchten alle besonders gestärkt und getröstet ihr Lager auf.

Obwohl die Mutter dieses jungen Menschen katholisch war, hatte sie ihm erlaubt, in ihrer Wohnung eine Sonntagsschule anzufangen. Auch Peter und seine Geschwister folgten der Einladung. Man hatte

für etwa 40 Kinder Platz geschaffen. Nach einiger Zeit kamen die Mütter dieser Kinder und baten: „Gustav, erzähle auch uns vom Herrn Jesus!“ Gustav willigte ein. So entstand ein lebendiger Bibelkreis.

Obwohl Peter in diesen ärmlichen Verhältnissen aufwuchs, war seine Jugend nicht ohne Freude und Sonnenschein. Dafür wußte die Mutter in feiner Weise zu sorgen. Trotz vieler Arbeit, sie kochte für Kostgänger, und nachmittags nähte sie bei einem Schneider, war sie doch heiteren Gemütes. Wenn sie am Morgen ihre Lieben weckte, verbreitete sie Frohsinn und Glückseligkeit. Hiervon wurden die Kinder angesteckt, so daß alle recht vergnügt in den Tag hineingingen. Wohl denen, die von solchen Müttern aus dem Schlummer geweckt werden! Es fehlte allerdings auch nicht an der rechten Zucht. Wenn etwas befohlen worden war, mußte es sofort ausgeführt werden. Geschah das nicht, so ging die Mutter hin und tat es selbst. Der kleine Sünder aber mußte zusehen, wie sie sich abquälte. Das war für ihn schlimmer, als wenn er Prügel bekommen hätte.

Eines Tages wandte sich die Mutter an Peter und sagte: „Sieh mal, hier ist mein letzter Taler. Sei sehr vorsichtig! Wir bekommen noch lange kein Geld. Geh zum Bäcker und hole ein Brot!“ Den Taler fest in der Hand haltend, ging der Kleine über eine Wiese, auf der etliche Jungen spielten. Er tat ein wenig mit; doch plötzlich gewahrte er, daß er den Taler verloren hatte! Alles Suchen half nichts. Weinend ging er heim und erzählte, was geschehen war. Traurig ging die Mutter mit einigen Nachbarinnen, in der Hoffnung, das verlorene Geld zu finden. Nicht weit von der Stelle, da man suchte, stand eine alte Scheune. Peter kroch hinein, kniete in einem verborgenen Eckchen nieder und betete. Als er zu den Suchenden kam, sah er plötzlich vor sich seinen Taler liegen. Der Herr hatte den kleinen Jungen erhört.

Alle freuten sich, wie im Gleichnis vom Verlorenen Groschen.

Einmal bewahrte ihn Gott vor großem Unglück. Beim Kohlensuchen geriet er auf den Bahnhof und kam zu einer vor dem Lokomotivschuppen gelegenen Grube. Er stieg hinein; doch in demselben Augenblick kam eine Lokomotive herangefahren und blieb über ihm stehen. Peter wußte, daß die Lokomotivheizer über diesen Gruben ihre Roste reinigten. Zum Schreien war er zu ängstlich. Die Männer würden ihn dann auch erwischt und geschlagen haben. So betete er um Bewahrung. Der Maschinist ließ zuerst heißes Wasser ab, das an ihm, ohne ihn zu berühren, vorbeilief. Plötzlich aber fuhr die Lokomotive davon. Peter konnte ungesehen entkommen. Das waren die ersten Gebetserhörungen. In seinem späteren Leben hat er dann noch oft erfahren, daß der unerforschlich große Gott sich auch um die kleinsten Dinge des menschlichen Lebens kümmert.

Während der Schulzeit erlebte Peter manche Freude, aber auch viel Schweres. Wie stolz war der arme Junge, mit anderen Kindern in Reih und Glied in einer so schönen Bank sitzen zu dürfen! Nach einiger Zeit fand er das zwar nicht mehr so begehrenswert; doch es mußte nun einmal so sein. Der Lehrer hatte den Kleinen bald liebgewonnen und ließ sich von ihm bedienen. Dadurch wurde das Lernen der Anfangsgründe in den beiden ersten Schuljahren etwas vernachlässigt. Diesen Mangel mußte er durch die ganze Schulzeit hindurch spüren.

Der arme Peter merkte oft den Unterschied gegenüber den wohlhabenden Kindern. Gern hätte er auch manches gehabt, was sie besaßen. Als er z. B. sah, daß viele Jungen einen Isdopp zum Spielzeug hatten, bekam er großes Verlangen, einen solchen auch sein eigen zu nennen. Die arme Mutter um einen Groschen für einen Dopp zu bitten, wagte er nicht. Da

machte er einen Plan. An einem Sonnabendmorgen ging er in der Schulpause zu einem Jungen und bat ihn, ihm den Isdopp zu geben; den Groschen dafür wolle er ihm am Montag mitbringen. Imstillendachte er jedoch: Am Montag gibst du ihm den Dopp zurück und sagst: „Die Mutter kann mir keinen Groschen geben.“ Du aber hast dann am Nachmittag und Sonntags den Dopp zum Spielen. Der gutmütige Junge gab ihn Peter. In großer Freude wickelte er ihn auf. Plötzlich läutete die Glocke, und die Spielenden mußten in den Schulraum. Als erster in der Bank warf er den Dopp in den Mittelgang des Klassenzimmers. Er lief ganz schön; doch auf einmal erschien der Lehrer, ergriff den laufenden Dopp und legte ihn ins Pult. Nach Schluß blieb Peter in der Nähe der Schule. Als dann der Lehrer zum Mittagessen gegangen war, huschte er in die Klasse und, welche Freude, der Deckel des Pultes war nicht verschlossen. Er hatte seinen heißbegehrten Dopp wieder. Daheim gab es Schläge, weil der Bummelant zu spät zu Tisch gekommen war und der Bruder in der Fabrik sein Essen, das ihm Peter zu bringen hatte, nicht rechtzeitig erhielt. Doch das alles war schnell vergessen, weil er ja einen Dopp hatte. Dieser mußte natürlich tüchtig herhalten. Inzwischen sagte Peter sich: Ich gebe den Dopp dem Jungen wieder zurück, und dann mag kommen, was will. Der Junge hat wenigstens seinen Dopp wieder. Wie gesagt, so getan! Am Montagmittag, kurz vor Schluß, sagte der Lehrer: „Der Peter ist heute ganz besonders artig gewesen. Deshalb will ich ihm seinen Dopp auch wiedergeben.“ Er greift ins Pult, bekommt einen roten Kopf und sagt: „Peter, hast du den Dopp herausgenommen?“ — „Ich habe ihn nicht genommen, Herr Lehrer“, war die Antwort. Als das immer wieder beteuert wurde, schlug der Lehrer unbarmherzig mit dem langen Rohrstock auf den Lügner ein,

bis er es nicht mehr aushalten konnte, und rief: „Ich habe ihn genommen, ich habe ihn genommen!“ Der Lehrer war sehr empört darüber, daß sein Peter so lügen konnte. Nach Schulschluß mußte er sich noch mit dem Lesebuch vor sein Wohnzimmer hinstellen. Es war an einem Herbsttag. Im Dunkeln stand er vor der Tür und fürchtete sich sehr, nun allein nach Hause gehen zu müssen. Da kam der Lehrer und forderte ihn auf, hereinzukommen. Er hielt ihm seine Sünden vor, daß er gestohlen und gelogen habe. Natürlich versicherte der Bösewicht, es nie wieder tun zu wollen. Daraufhin mußte er dem Lehrer seine Schultasche reichen. Dieser nahm aus dem Schubfach eine lange Bratwurst und schob sie in die Tasche. Peter mußte ihm die Hand geben und konnte dann gehen. Die schöne Bratwurst war ihm ein Trost, und der Gedanke daran half ihm über die Angst hinweg, die er der Dunkelheit wegen hatte. Zu Hause machte er den großen Schatz in seiner Schultasche kund, wodurch er an neuen Schlägen vorbeikam. —

Obwohl Peters Mutter in einen neuen Stadtteil gezogen war, erhielt er seinen früheren Klassenlehrer wieder, weil man diesen in den dortigen Schulbezirk versetzt hatte. Peter mußte sich oft zum Aufpassen ans Pult setzen, und der Lehrer verschwand dann manchmal längere Zeit.

In jener Zeit sagte der Lehrer fast an jedem Sonnabend zu seinem kleinen Freund: „Peter, komm mich doch morgen um zehn Uhr einmal besuchen; meine Frau wird sich freuen, dich kennenzulernen!“ Der Kleine aber dachte: „Was kann dem Herrn Lehrer und seiner Frau an mir, dem geringen Jungen, liegen?“ und ging nicht hin.

An einem Sonnabend sagte der Lehrer zu ihm: „Wenn du mich morgen besuchst, schenke ich dir auch ein schönes Hütchen!“ Dieses Versprechen reizte Peter so, daß er am Sonntagmorgen hinging.

Lieb wurde er empfangen. Die Frau Lehrer, der er vorgestellt wurde, war auch sehr freundlich. Sie setzte ihn an den Kaffeetisch, gab ihm leckeren Kuchen und unterhielt sich mit dem kleinen Gast. Dieser dachte aber ununterbrochen an das Hütchen und wunderte sich darüber, daß es nirgends im Zimmer zu sehen war. Endlich wollte der Kleine heimgehen. Aber noch immer sagte man nichts von dem heißersehten Hütchen. Der Lehrer mußte aber wohl beim Abschied den fragenden Blick erkannt haben und sagte: „Frau, ich wollte dem Peter ja auch einen Hut schenken. Geh mal auf den Speicher, da hängt von mir noch ein alter Hut!“ Peter wurde es bei diesen Worten schon ganz schwül. „Alter Hut?“ dachte er.

Da kam die Frau Lehrer mit einem großen, getragenen Herrenhut. Der Lehrer nahm ihn, setzte ihn seinem Besuch auf den Kopf und sagte, obwohl der Hut Peter bis auf die Nase fiel: „Siehst du, der paßt aber schön!“ Der Kleine nahm ihn, gab seinem Lehrer die Hand und dankte. Als er die Tür hinter sich hatte, nahm er den Hut, drehte ihn in den Händen und warf ihn erbost die Treppe hinab in den großen Flur, dann gegen die Wand und aus einer Ecke in die andere. Daheim ließ er ihn unbeachtet liegen. Auf den Lehrer war er zornig, weil dieser ihn, den armen Jungen, so verhöhnt hatte. In seinem Herzen hieß es: „Er soll noch dazu kommen, zu sagen: Der Hut paßt nicht!“ Aber wie sollte das erreicht werden?

An einem Nachmittag war der Plan fertig. „Mutter“, bat er, „laß mich doch morgen früh einmal Wilhelms Schoßbrock anziehen!“ „Kind, der geht dir ja bis auf die Schuhe. Da werden dich ja alle Leute auslachen!“ „Ach Mutter, laß mich mal!“

So ging er dann am andern Morgen schon vor sieben Uhr zur Schule, den langen Rock und den Hut

mit sich tragend. In der Klasse hängte er die Kleidungsstücke neben den Kleiderhaken des Lehrers. Dieser kam, legte seinen Rock und Hut auch ab und besah sich dabei flüchtig die sonst so ungewohnten Sachen. — Peter ging immer drei Viertel des Nachhauseweges mit seinem Lehrer gemeinsam. Mittags war dieser Heimweg sehr belebt. Hunderte von Arbeitern gingen zu Tisch, und viele Frauen brachten ihren Männern das Essen zur Fabrik. Außerdem war um diese Zeit der Unterricht in zwei großen Schulen beendet.

Peter wurde es an diesem Morgen recht lange, bis es heimwärts ging. Als es soweit war, nahm der Lehrer Peters Hut, der aber nicht passen wollte, weil dieser viel Papier hineingestopft hatte. Der Kleine sprang hinzu und rief: „Herr Lehrer, das ist mein Hut!“ Mit einem sonderbaren Blick gab er ihn seinem Schüler. Den großen Rock an, den Hut auf, ging Peter mit dem Lehrer durch die Tür. Da, auf einmal, ging ein Rufen los: „Kiek es do, wer es dat?“ Und dann ein ohrenbetäubender Lärm aus Hunderten von Kinderkehlen: „Hut, Hut, Hut . . .“ Die Leute lachten, aber immer wieder ertönte es: „Hut, Hut, Hut . . .“ Der Lehrer begann zu laufen, der Kleine natürlich ebenfalls und blieb mit dem langen Rock und dem großen Hut dicht an seiner Seite. Auf einmal sagte der Lehrer: „Peter, bleib doch zurück!“ Aber Peter blieb nicht zurück, sondern bis am Scheidewege neben ihm. Auf diese Weise hatte der Lehrer einmal tüchtig: „Hut, Hut, Hut . . .“ zu hören bekommen.

Am Nachmittag wurden Rock und Hut natürlich daheim gelassen. Da nun die Kinder Peter zum größten Teil nicht erkannt hatten, fragten sie untereinander: „Wer wor dat? Dat wor aber en Spaß; der hatte jo enen Rock an, der wor von sinem Großvatter!“ Als der Lehrer zur Tür hineinkam, galt sein erster Blick dem Kleiderhaken. Als nichts da hing, hellte

sich sein Blick auf. Dann kam er zu seinem kleinen Freund und sagte: „Peter, untersteh dich nicht wieder, in diesen Kleidern in die Schule zu kommen! Die Sachen passen dir ja nicht!“ „Herr Lehrer“, erwiderte dieser, „Sie haben aber gesagt: Der Hut paßt!“ Peter ging auch fernerhin das gemeinsame Stück Wegs mit seinem Lehrer zusammen. Von dem Hut aber wurde nicht mehr gesprochen.

Der Konfirmandenunterricht hat Peter sehr viel Freude bereitet. Es war eine Zeit, die ihm manchen Segen brachte. Durch die gute Sonntagsschule, die er besuchte, war er für das Göttliche bereits abgeschlossen. Der Pfarrer war ein würdiger, freundlicher Herr. Peter war noch nicht lange bei ihm im Unterricht, da bat dieser ihn, doch mittwochs und sonnabends nachmittags zu ihm zu kommen, um seinen Garten in Ordnung zu halten. Gern wurde dieses Anerbieten angenommen. Am ersten Mittwoch ging der kleine Gärtner still nach getaner Arbeit heim. Als er das nächste Mal wiederkam, bekam er folgende Standrede zu hören: „Peter, daß du dich nicht mehr unterstehst, fortzugehen, ohne dich von mir verabschiedet zu haben!“ Jedesmal, wenn der Junge seinem Pfarrer in Zukunft nun die Hand zum Gutenachtgruß bot, wurden fünfzehn Groschen hineingelegt, die der Kleine stets mit großer Freude seiner Mutter heimbrachte.

Manch einen schönen, sonnigen Tag verlebte der Junge im Pfarrhaus und im Pfarrgarten. Als er konfirmiert wurde, schenkte ihm der Pfarrer einen schönen Prüfungsanzug und neue Stiefel. Der Konfirmationstag war ein Segenstag. Peter versprach, dem Heiland sein Herz zu schenken. In späteren Jahren konnte er es nicht verstehen, wenn andere behaupteten, gar nichts von ihrer Konfirmation gehabt zu haben.

Das Leben in der Fabrik

Am Tage nach Weihnachten des Jahres 1874 kam Peter als Laufjunge in die große Kruppsche Fabrik. Nach vier Monaten wurde er Bürodienner in einem der vielen Büros, und etwa ein Jahr später kam er als Lehrling an die Drehbank. Da sein Lohn aber nur wenige Groschen betrug, bat er nach zwei Jahren, also ohne seine Lehrzeit ausgehalten zu haben, seinen Meister, ihn zu den Hilfsarbeitern zu tun. Der Verdienst wurde wesentlich größer, und er konnte dadurch seine Mutter besser unterstützen. Diesen Schritt, seine Lehrzeit nicht ausgehalten zu haben, hat er später oft bereut. — Nach weiteren zwei Jahren wurde er für die Betriebsmaschine angelernt. Zehn Jahre hat er diese in Tag- und Nachtschicht bedient. In dieser Zeit lernte er viel Böses kennen. Wie mancher Feilenstrich und Hammerschlag wurde mit Fluchen und schmutzigen Redensarten begleitet! Was ihn besonders betrübte, war, daß gerade die reiferen Männer, manche schon mit grauen Bärten, diejenigen waren, welche die eintretenden Lehrlinge in die schmutzigen Dinge einweihten. Kamen solche Jungen unverdorben aus Schule und Elternhaus an den Schraubstock oder an die Drehbank, so kannte man sie nach einiger Zeit kaum wieder. Frech und anmaßend traten die, die als brave, anständige Menschen gekommen waren, auf; es war oft kein Umgehen mehr mit ihnen. Manche gingen elend zugrunde. Davon einige traurige Beispiele.

Da war ein junger Mann mit dem schönen Namen Engel. Wenn er den Mund öffnete, redete er nur schmutzige Dinge und darüber, wie er die Mädchen betrügen wolle. Als er 26 Jahre alt war, lag er bereits auf dem Sterbebett. Die Sünde hatte ihn zerfressen. Unter furchtbaren Schmerzen starb er. — Ein anderer, August, war ein ganz geschickter Arbei-

ter, ging aber dieselben Sündenwege wie Engel. Oft hatte Peter Weber gemahnt: „Gott wird euch vergelten, daß ihr eure Mitarbeiter ins Verderben stoßt.“ Dann lachten sie und erklärten ihn für verrückt. August bekam eine schöne Frau und nette Kinder. Mitten in seinem Glück erhängte er sich auf dem Speicher. —

Als Peter durch seiner Mutter Tod allein stand, ging er in die Familie eines Mitarbeiters in Kost und Wohnung. Der Kollege war älter als er und hatte eine ehrwürdige Mutter. Als die Männer am ersten Abend nach dem Essen plaudernd zusammensaßen, sagte die alte Frau, indem sie aufstand: „Ihr sittet do so, ik well uns en Snäpsken halen!“ Darauf schüttete sie jedem ein Schnäpschen ein. Peter, der bereits zum lebendigen Glauben an seinen Heiland gekommen war, fühlte, daß es nicht recht war, wenn er dem Alkohol zusprach. Doch die beiden Kameraden tranken, und so trank er auch. Am anderen Abend wiederholte sich das. Peter hatte aber den Herrn um Vergebung und Kraft gebeten. Als die Reihe an ihn kam, lehnte er entschieden ab. Alle lachten, und die alte Mutter sagte: „Dat eß doch keen Snaps, dat eß doch bloß en Snäpsken!“

Durch die verkehrte Liebe dieser guten Alten wurde der blühende Sohn ein großer Trinker. Er verscherzte sich durch seine Trunksucht eine liebe Braut und hing sich an eine schmutzige Ehefrau, mit der er sein Leben als ein elender, aus seiner Arbeit fortgeschickter Mann verbrachte. — Arme Mütter! So etwas können harmlos aussehende Schnäpschen anrichten! —

Wenn Peter mit seinem Vorarbeiter draußen war und es ein Gewitter gab, dann hob dieser die Hände zum Himmel und fluchte Gott auf grauenerregende Weise. Peter rückte dann von ihm ab, weil er dachte, Gott könne seinen Kollegen jeden Augenblick rich-

ten. Entgegen seiner Erwartung blieb die Strafe aber aus. Später jedoch traf diesen Gotteslästerer ein schreckliches Unglück nach dem andern. Er geriet u. a. mit einem Arm in die Walze, und ein schwerer Eisenblock fiel ihm aufs Bein. —

Ein anderer Arbeitsgenosse erzählte in der Kaffeepause zur Unterhaltung seiner Kameraden von den intimsten Dingen seines Ehelebens. Er hatte eine gute, liebe Frau, die er lachend gemein machte. Oft trat Peter zu ihm hin und warnte: „Armer Gerhard, Gott wird deine Gemeinheit, die du an deinem eigenen Fleisch und Blut begehst, heimsuchen!“ Dieser hatte aber nur ein spöttisches Lachen. Es ging ihm weiter gut. Nach etwa zehn Jahren reiste Peter Weber zur Beerdigung seines Bruders nach Essen, das er inzwischen verlassen hatte. Als er in das Sterbezimmer trat, sah er hinter dem Sarg einen Mann mit schneeweißen Haaren ganz zusammengekrümmt sitzen. Ihm kam sofort der Gedanke: Ist das nicht der Gerhard? Als man den Toten hinausgetragen hatte, ging er zu ihm und sagte: „Gerhard, bist du es?“ Dieser antwortete unter Tränen: „Ja, ich bin es. Gott hat meine Sünden heimgesucht. Ich bin jetzt ein elender Krüppel.“ Aus der Unterhaltung ging hervor, daß er zur Umkehr gekommen war. Darüber war große Freude. —

In der Zeit, da Weber als Maschinist in der Werkstatt arbeitete, hatten die Werkstattarbeiter eine Hilfskrankenkasse, die der im Dienste altgewordene Obermeister als Vorsitzender leitete. An jedem ersten Sonntag im Monat war morgens von 11 bis 12 Uhr Versammlung in einem Wirtssaal. Ohne Entschuldigung durfte kein Mitglied fehlen. Als der langjährige Vorsitzende Betriebschef wurde, legte er seinen Vorsitz nieder. In der nächsten Versammlung sollte ein anderer für dieses Amt gewählt werden. Als die Stimmzettel verlesen wurden, stellte

sich heraus, daß die fast 100 Mitglieder Peter Weber zu ihrem Vorsitzenden ausersehen hatten. Darüber war dieser natürlich nicht wenig erstaunt. Auf seine Frage, wie man dazu käme, den Geringsten aus der Werkstatt zum Vorsitzenden zu wählen, lachten alle, und einige riefen, indem sie mit dem Daumen eine entsprechende Bewegung machten: „Peter, dat Geld is bi di am besten verwahrt!“ Doch der Gewählte erwiderte: „Ich bin noch Vorsitzender eines Männer- und Jünglingsvereins. Darum habe ich für einen solchen Posten wenig Zeit. Auch kann ich in einer Vereinigung die Leitung nicht übernehmen, in der man jährlich einen Weinball feiert. Wenn ihr aber heute den Beschluß faßt, dies Götzenfest aufzugeben, so will ich dennoch die Wahl annehmen!“ Darauf gab es unter den Versammelten große Unruhe. Es wurde eine Abstimmung vorgenommen, die ergab, daß alle dafür waren, daß der Weinball zukünftig in Wegfall kommen sollte. Nur ein Schmied lief zur Tür hinaus und rief: „Dann well wi Bottermelk trinken!“ Die Wahl wurde von Weber angenommen, und als nach drei Jahren Wiederwahl war, bat gerade dieser Schmied inständig, er möge den Vorsitz wieder übernehmen.

Sechs Jahre hat Peter Weber dieses Amt verwaltet. Wenn er auch nicht „predigen“ durfte, so konnte er doch ein Segen sein. Sonntags morgens bei der Eröffnung der Versammlung sagte er gewöhnlich zu seinen Kollegen: „Es ist jetzt 11 Uhr. Wir wollen anfangen. Ich will dafür Sorge tragen, daß die Tagesordnung pünktlich um 12 Uhr erledigt ist. Denkt dann alle an eure lieben Familien! Wie freuen sich Frau und Kinder, wenn der Vater mit ihnen Sonntag feiert und zum Essen daheim ist!“ Man rief dann wohl mal aus einer Ecke: „Nu fang mär nich an to predigen!“ Manche Frauen aber sagten ihm im Laufe der Zeit dankbar: „Seitdem Sie den Vorsitz haben,

kommen unsere Männer Sonntags pünktlich aus dem Verein nach Hause und liegen nicht mehr mit ihren Kameraden bis drei oder vier Uhr in den Wirtshäusern umher und verderben uns damit den ganzen Sonntag.“ —

In den zehn Jahren, in denen Peter Weber Betriebsmaschinist war, hat er oft gebetet, der Herr möge ihm doch einen anderen Posten verschaffen; denn in der Werkstatt mußte er ein Drittel aller Sonntage Dienst tun. Die Sonntagsarbeit aber war ihm ein Greuel, besonders auch deshalb, weil sie ihn hinderte, seine ihm liebgewordene Sonntagsschularbeit zu tun und die Vereinsstunden im Jünglingsverein regelmäßig zu besuchen.

Endlich wurde sein Gebet erhört. Gott schenkte ihm auf wunderbare Weise eine andere Stelle. Er wurde Hausmeister in einem Laboratorium der Firma Krupp. Zu seiner großen Freude gab es nun keinen Sonntagsdienst mehr. Weber mußte hier aber vollständig umlernen. Wenn er bisher mit Hammer, Zange und Schraubenschlüssel hantiert hatte, so mußte er von jetzt ab mit ganz dünnen Glasapparaten, Bechergläsern und Schalen arbeiten. In der ersten Zeit der neuen Tätigkeit wurde mancher Gegenstand in seinen harten Händen zerdrückt.

Der neuen Arbeit stellte sich aber plötzlich ein Hemmnis entgegen, das er nicht vorausgesehen hatte. Sobald er im Laboratorium war, stellte sich ein Brand in den Füßen ein, so daß er meinte, auf glühenden Platten zu gehen. Er sann auf Mittel zur Abhilfe; aber alles, was er anwandte, hatte keinen Erfolg. Deshalb erwog er ernstlich den Gedanken, die neue Stelle wieder zu verlassen. Nach vierzehn Tagen aber war plötzlich der Brand in den Füßen verschwunden. Wie war er seinem Herrn dafür so dankbar! Eine Erklärung dieser eigenartigen Erscheinung

ist wohl darin zu suchen, daß sich das gesunde Blut erst an die giftigen Dünste gewöhnen mußte.

Zwei Männer, die schon jahrelang im Laboratorium tätig waren, mußten den Neuling anlernen. Eines Morgens, als man gemeinsam frühstückte, rief ihn einer der beiden zu sich und sagte freundlich: „Ich will Ihnen zeigen, wie Sie sich morgens beim Frühstück einen guten Klaren brauen können!“ Weber dankte und erklärte: „Ich trinke keinen Schnaps und halte es auch für ein Unrecht, von den Sachen hier zu nehmen, die uns nicht gehören.“ Der Verführer sah ihn mit einem sonderbaren Blick an und sagte: „Ah! Sie sind so einer!“ Es war eine schwere Zeit des Umlernens; aber doch konnte der frühere Maschinist bald selbständig seine Arbeit tun.

In jener Zeit wurde das Laboratorium um eine neue Abteilung vergrößert, die Peter Weber übernehmen mußte. Es wurden ihm sechs Burschen im Alter von 14 bis 16 Jahren beigegeben, die nach seiner Anweisung ihre Arbeit verrichten sollten. Gleich am ersten Morgen, als Kaffeepause war, sagte er zu ihnen: „Liebe Jungens! Wir müssen nun hier zusammen arbeiten. Wenn ihr ordentlich seid und eure Pflicht tut, will ich euer Freund sein. Seid ihr aber Flegel, dann wird es euch schlecht ergehen. Der erste, der hier am Tisch ein schmutziges Wort spricht, wird beim Kragen genommen und hinausgeworfen!“ Er hatte nämlich gehört und gesehen, wie sich diese Burschen in den anderen Abteilungen betrogen. An seinem Kaffeetisch sollte es jedenfalls anständig zugehen. In den fünf Jahren, die Weber als Hausmeister tätig war, hat er in die Verdorbenheit der jugendlichen Herzen hineingeschaut. Mit viel Liebe ging er ihnen nach. Auch wollte er ihnen gern zu ihrem äußeren Fortkommen behilflich sein. Doch erlebte er manche Enttäuschung. Das ließ ihn aber nicht ermüden.

Ein Stück Innenleben

Als Peter nach seiner Konfirmation aus dem Unterricht und der Sonntagsschule entlassen worden war, fühlte er sich sehr einsam; denn er meinte nun nichts mehr zu haben, worauf er sich freuen könne. So stand er an einem Abend nach getaner Arbeit vor der Haustüre und dachte bei sich selbst: „Jetzt bist du ein armer Mensch!“ In dem Augenblick stand hinter ihm ein junger Mann und sagte: „He du, was stehst du da und siehst gen Himmel, als wenn du Spatzen fangen wolltest?“ Peter erzählte ihm offen, wie es ihm zumute war. „Oh“, sagte dieser junge Freund, „ich weiß, was dir fehlt. Am Sonntag komme ich und nehme dich mit zur Stadt. Da ist ein Verein, in dem es dir gefallen wird!“ Die Mutter hatte nichts dagegen, und so zogen am Sonntag beide los. Vor einem neuen Hause machten sie halt. Peter wurde in das erste Stockwerk geführt, und ehe er es sich versah, griff ihn sein Begleiter beim Kragen, öffnete eine Tür und stieß den Kleinen kräftig in einen Saal hinein. Mit Mühe nur hielt dieser sich aufrecht, um nicht zur Erde zu stürzen. Ein alter, würdiger Herr kam auf ihn zu und sagte, ihm die Hand gebend: „Auf welche Weise kommst du denn hier hereingeflogen?“ Ganz verwirrt stotterte er: „Ein Mann hat mich hier hineingeworfen.“ „Nun, mein Junge, es ist gut, daß du da bist“, erwiderte der freundliche Alte.

Er führte ihn an einen Tisch, an dem etwa 30 Männer und junge Männer saßen. Jeder hatte eine Bibel vor sich liegen. Es wurde gerade das Kapitel von der Liebe, 1. Korinther 13, besprochen. Peter dachte: Hier ist es schön; hier gehst du immer wieder hin.

Am Schluß der Stunde wurde bekanntgemacht, daß der Verein am darauffolgenden Sonntag zu einem Jünglingsfest nach Mülheim an der Ruhr fahren wolle. Man fragte auch ihn, ob er mitgehen würde. Er

antwortete, daß er erst seine Mutter fragen müsse. Da sagte ein großer, starker Mann zu ihm: „Ich gehe noch heute abend mit zu deiner Mutter; wir wollen sie fragen.“ Freundlich plaudernd begleitete er ihn heim. „Frau Weber“, sagte er, „darf Ihr Söhnchen am Sonntag mit nach Mülheim? Es soll nichts kosten, da ich alles bezahlen werde.“ Wegen der Eisenbahnfahrt beängstigt, erwiderte die Mutter: „Wenn aber dem Jungen etwas passiert?!“ Noch während sie sprach, hatte er Peter plötzlich auf seinen Arm genommen und sagte: „Sehen Sie, Frau Weber, wenn es nötig ist, bringe ich Ihnen den Jungen auf dem Arm nach Hause!“ Die Mutter erlaubte es, und er durfte zu seiner großen Freude mit.

Das Fest wurde in einem schönen, großen Saal gefeiert und machte tiefen Eindruck auf ihn. Es war dem Kleinen ja alles so neu! Die feinen Lieder mit Posaunenbegleitung, die Männerchöre und auch die Ansprachen lebten noch lange in seinem Herzen fort. Bald nahm ihn auch ein Sonntagsschulhelfer mit in eine große Sonntagsschule; während dieser dann sprach, gab Peter auf die Kinder seiner Gruppe acht. So hatte der Herr dem verlangenden Herzen gegeben, wonach es sich gesehnt hatte. Doch war es noch nicht zur Bekehrung gekommen. Alles, was Peter tat, geschah eigentlich in eigener Gerechtigkeit und großer Selbstgefälligkeit. Gott brachte Peter aber ganz zurecht. Das geschah auf folgende Weise:

Etwa ein Jahr verging. Peter besuchte nicht nur mit großer Begeisterung den Verein und die Sonntagsschule, sondern, ohne von seiner Mutter geschickt zu werden, an manchem Sonntag zweimal die Kirche. Auch las er daheim regelmäßig in der Bibel. Oft dachte er in jener Zeit: „Sieh, lieber Gott, ich bin doch so ganz anders als die anderen Jungen! Du kannst doch wohl mit mir zufrieden sein!“

Da begab es sich, daß dieser selbstgerechte, mit

sich zufriedene Junge eines Abends vor der Tür des Hauses stand, in dem die Freie evangelische Gemeinde ihre Versammlungen abhielt. Seit kurzem wohnte er hier mit seinen Lieben. Man besuchte die Freie Gemeinde aber nicht, weil man die Leute damals der Sektiererei verdächtigte. Der alte, ergraute Prediger kam gerade aus der Versammlung. Als er an Peter vorüberging, legte er plötzlich seinen Arm um seine Schultern und sagte liebevoll: „Lieber Junge, wenn du in dieser Nacht sterben müßtest, wüßtest du dann, daß du gewaschen bist in des Lammes Blut?“ Erzürnt befreite sich der Kleine aus seinem Arm und erwiderte: „Gehen Sie weg! So fromm wie Sie bin ich auch! Sie gehen auch nicht mit Schuhen und Strümpfen in den Himmell!“ Der Alte erwiderte darauf: „Mein Junge, ich wollte dich nicht schulmeistern; aber ich möchte gern, daß du selig wirst. Wer selig werden will, muß in des Lammes Blut gewaschen sein!“ Dem still Davongehenden wurde noch manches unfreundliche Wort nachgerufen, und wäre Peter nicht so gut erzogen gewesen, er hätte dem lieben Alten einen Ziegelstein nachgeworfen.

Grollend ging er bald darauf zu Bett. Doch Ruhe fand er nicht. Eine innere Stimme sagte ihm: „Warum warst du so erbost über den alten Mann und behandeltest ihn so schlecht? Er wollte doch dein ewiges Heil!“ Ein heftiger Kampf zwischen Fleisch und Geist entstand. Peter wurde immer kleiner. Und da kam die große Frage mit aller Deutlichkeit: „Wenn du in dieser Nacht sterben würdest, wärest du dann wirklich deiner Seligkeit gewiß?“ Mit einem Ja konnte diese Frage nicht beantwortet werden. Um Mitternacht lag er auf den Knien und schrie zum Herrn: „Laß mich in dieser Nacht nicht sterben, sonst gehe ich ewig verloren!“

Ueber acht Wochen ging der Erweckte in tiefer Sündennot einher und bat seinen Gott immer wieder

um Vergebung seiner Lebensschuld, doch den Frieden des Herzens fand er nicht. Da bekam er eines Tages Besuch von einem gläubigen, älteren Mann, der von ihm Abschied nehmen wollte, weil er nach Amerika auswanderte. Dieser fragte: „Peter, warum siehst du so elend aus? Du warst doch immer ein so frischer, fröhlicher Bursche, du bist ja wie ein Schatten!“ Peter erwiderte: „Ach, August, meine Sünden, meine Sünden!“ Da antwortete August: „Mein Junge, steht es so mit dir? Das ist aber gut! Sieh mal, Jesus nimmt die Sünder an! Auch dich ist er bereit anzunehmen.“

„August, ich bin aber einer der größten Sünder!“

„Sieh, Peter, wenn deine Sünden auch blutrot sind, so sollen sie doch schneeweiß werden; komm, wir wollen miteinander beten!“ Die beiden knieten nieder. Der Aeltere bat für den Jüngeren. Und diesem fiel es mit einemmal wie Schuppen von den Augen: „Jesus nimmt die Sünder an, mich hat er auch angenommen!“ Eine große, tiefe, heilige Freude kam über ihn.

Von jenem Augenblick an war er von brennender Retterliebe zu den Verlorenen beseelt. Kein Weg war ihm zu weit und keine Arbeit zu schwer, wenn es galt, etwas für seinen Heiland zu tun.

Eine Woche nach Peters Heilserleben besuchte ihn sein Freund Heinrich. Zögernd blieb er an der Tür stehen. Auf die Bitte, er möge doch hereinkommen, sagte dieser verlegen: „Peter, ich glaube, du lachst mich aus! Ich habe mich in der vergangenen Woche nämlich zum Heiland bekehrt.“ In voller Freude sprang der Angeredete auf und rief: „Heinrich, ich auch!“ Es folgte ein fröhlicher Gedankenaustausch. „Du mußt aber jetzt mit mir zu meinen Eltern gehen“, erklärte Heinrich. Man verlebte vergnügte Abendstunden miteinander, weil sich Heinrichs Eltern in herzlicher Weise mitfreuten.

Am darauffolgenden Sonntag erschien Heinrich wieder. „Peter“, sagte er, „sollen wir nicht den schwerkranken Gottlieb besuchen?“ Erschrocken antwortete der Gefragte, daß er dazu nicht geschickt sei. Heinrich sah ihn aber ruhig an und sagte: „Peter, für dich steht auch geschrieben: ‚Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater!‘“ Darauf stand dieser zaghaft auf und erklärte: „Komm, wir wollen gehen!“ Die beiden machten ihren ersten Missionsgang.

Gottlieb, der Sohn eines wohlhabenden Metzgermeisters, war mit den beiden zusammen konfirmiert worden. Als sie ins Wohnzimmer traten, saß er in einem Sessel, umgeben von seiner Mutter und seinen Geschwistern. „Mutter“, sagte Gottlieb, „da kommen zwei, die wollen mich bekehren!“ Dazu lachte er. „Ich will aber nichts von Jesus wissen!“ fuhr er fort. Peter ergriff einen Stuhl, stieß ihn heftig vor Gottlieb auf die Erde und erwiderte: „Du bist ein liebloser Junge. Wir wollen dich besuchen, und du verspottest uns. Das ist nicht schön von dir!“

Weil Gottlieb aber wiederholte, daß er von Jesus nichts wissen wolle, wurde ihm bedeutet, man könne ja über andere Dinge reden. Die beiden besuchten ihren Kameraden nun häufiger, ohne über Jesus und die ewigen Dinge mit ihm zu sprechen. Sein Leiden hatte sich derart verschlimmert, daß er stets zu Bett liegen mußte.

Als Peter ihn gelegentlich wieder besuchte, begrüßte ihn Gottliebs Mutter im Flur und sagte: „Unser Junge ist so unruhig; wir wissen gar nicht, was mit ihm ist.“ Peter hatte sich eben an sein Bett gesetzt und fing an, irgend etwas zu erzählen. Plötzlich wurde er jedoch von dem Kranken unterbrochen: „Ob mich der Herr Jesus wohl auch annimmt?“ Jetzt erzählte ihm der kleine Missionar, was er erlebt hatte, und daß Jesus keinen von sich stößt, der zu

ihm kommt. Es währte nicht lange, da hatte Gottlieb Gewißheit der Vergebung seiner Sünden.

Der zur Heilsgewißheit Durchgedrungene brachte nun des öfteren seinen Freund in große Verlegenheit. Das kam so. Zuletzt stand das Bett des Kranken, der infolge einer hinzugekommenen Kehlkopfschwindsucht nicht mehr sprechen konnte, in der großen Wohnstube der Familie. Wenn Peter nun kam, forderte er ihn durch eine entsprechende Handbewegung auf, niederzuknien und mit ihm zu beten. Das war einfach, wenn Gottliebs Angehörige nicht anwesend waren; befanden sie sich aber im Zimmer, dann war das überaus schwer. Doch in diesen schwierigen Augenblicken hieß es für Peter: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen . . .“ Und es gelang.

Als Peter durch das Licht des Heiligen Geistes immer mehr erkannt hatte, was Jesus durch sein bitteres Leiden und Sterben für die verlorene Menschheit vollbracht hatte, und daß auch er durch die Kraft seines vergossenen Blutes bei Gott in Gnaden sei, vollzog er immer mehr eine tiefe, innige Hingabe an seinen Erlöser.

In jener Zeit lebte er aber nicht nur fröhlich in seinem Gott, sondern er hätte auch getrost sterben können. Plötzlich stellte sich eine gefährliche Lungen- und Rippenfellentzündung ein. An einem Abend hörte er, wie der ihn behandelnde Arzt seiner Mutter sagte: „Ich glaube nicht, daß er die Nacht durchleben wird.“ Diese Worte waren nicht für das Ohr des so schwer Kranken bestimmt, doch hatte er sie gehört. Süßer Friede durchzog seine Seele, und er freute sich, bald daheim sein zu können bei dem, den seine Seele liebte. Am anderen Morgen kam der Arzt in aller Frühe wieder und verkündigte nach der Untersuchung, daß der Kranke gerettet sei. Die frohe Botschaft wollte diesem aber gar nicht gefal-

len. Viel lieber wäre er heimgegangen in die ewigen Hütten des Friedens. Doch als sich nach und nach die körperlichen Kräfte wieder einstellten, kam auch die Lebensfreude zurück. Der Meister hatte ja noch so manchen Dienst für seinen Knecht zu tun, der ihm ein auserwähltes Rüstzeug werden sollte.

In der Zeit der ersten Liebe empfindet es die Seele ganz besonders schmerzlich, wenn durch irgendeine Sünde die Verbindung mit dem Herrn unterbrochen wird. Es begab sich, daß Peters Obermeister sein 25-jähriges Dienstjubiläum feierte. Um dieses würdig zu begehen, wählten die Arbeiter einen Festausschuß und legten Beiträge zusammen. Am Abend des Festtages sollte der Jubilar mit seiner Familie durch einen Fackelzug abgeholt und in den Festsaal geleitet werden, wo man bei Wein und Tanz feiern wollte.

Der Festausschuß trat mit der Bitte an Weber heran, doch auch mitzutun und am Hause des Geheilten sowie später im Festsaal eine Rede zu halten. Er wehrte zuerst ab. Man kam aber immer wieder und erklärte es für undankbar, wenn er als langjähriger Untergebener dem Werkmeister diese Ehre nicht erweisen wolle. So sagte er schließlich zu, nahm sich aber vor, nach den Festreden sofort wieder nach Hause zu gehen. Nachdem er vor dem Hause des Jubilars geredet hatte und der Fackelzug auf dem Weg zum Festsaal war, nahmen die Mitglieder des Festausschusses ihn in ihre Mitte und dankten ihm. — Im Saal mußte er sich mit an den Ehrentisch setzen. Als er die zweite Ansprache gehalten hatte, wurde er durch manchen Händedruck beglückwünscht und umjubelt. Wie sind wir Menschen doch für eitle Ehren so empfänglich! Peter Weber blieb, lachte und tollte mit — bis 3 Uhr nachts. Der Obermeister gab ihm dankbar die Hand und sagte: „Das hast du gut gemacht; morgen brauchst du keinen Dienst zu tun.“

Schon auf dem Heimweg kam die Reue. Sein Herr zeigte ihm, wie jämmerlich er sich zu ihm bekannt und wie er sich der Welt so gleich gestellt hatte. Satan redete aber auch mit ihm und flüsterte ihm zu: „Siehst du, mit deinem Christentum ist es wirklich nicht weit her.“ Er zeigte ihm noch einmal einzelne Bilder aus der vergangenen Nacht, die eines Jüngers Jesu unwürdig waren. Peter war es gewohnt, bevor er sich zur Ruhe legte, seine Knie vor dem Herrn Christus zu beugen. In dieser Nacht stand er vor seinem Bett und fragte sich: „Kannst du jetzt beten?“ Er sah sich in seiner ganzen Unwürdigkeit und Jämmerlichkeit und faßte deshalb folgenden traurigen Entschluß: Von jetzt ab will ich kein Jünger Jesu mehr sein; denn ich mache meinem Heiland doch keine Ehre. So legte er sich zu Bett und zog die Decke über die Ohren. Er war ganz verzagt wegen seiner Untreue und wollte mit Gott Schluß machen. Doch er, der liebevolle Heiland, vor dem die Finsternis auch Licht ist, kam zu seinem Kind in die Dunkelheit und redete ernst, doch auch freundlich mit ihm. Es währte nicht lange, so lag der junge Mann auf den Knien mit der Bitte: „O Herr, vergib mir, ich kann ja ohne dich nicht leben!“ Während seines Flehens wurde ihm die Gewißheit, daß die abgerissene Verbindung mit der oberen Welt wiederhergestellt war. Mit tiefem Frieden im Herzen schlief er ein. —

Als Peter Weber etwa 20 Jahre alt war, bildete sich auf seiner Zunge ein kleines schwarzes Pöckchen, das er wegen seiner Geringfügigkeit zuerst kaum beachtete. Nachdem sich aber vermehrte Schmerzen einstellten, ging er zum Arzt. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht und erklärte, das Pöckchen müsse herausgeschnitten werden. Erschreckt sagte der Patient dem Arzt, er möge ihm lieber ein Mittel dagegen verschreiben; es müsse doch solche geben. Als der Kranke mit seinem Rezept in

die Apotheke kam, empfing er eine große Tüte, die mit Kamillen gefüllt war. Er begriff sofort, was der Arzt ihm damit sagen wollen. Die Entzündung wurde schlimmer, und so ging er, in der Hoffnung, an einer Operation vorbeizukommen, zu einem anderen Arzt. Auch die Tropfen, die dieser ihm verschrieb, brachten keine Besserung. Die Entzündung nahm weiter zu. Am andern Tage war eine Operation nicht mehr zu umgehen. Eile war geboten. Der Arzt ließ telephonisch alles vorbereiten, und Peter machte sich schweren Herzens auf den Weg ins Krankenhaus, das eine Stunde entfernt lag.

Als er die Stadt erreicht hatte, begegnete ihm eine Gruppe von angeheiterten jungen Männern, die häßliche Lieder sangen. Da kam der Versucher zu ihm und raunte ihm ins Ohr: „Du gehörst zu den Frommen und singst geistliche Lieder und mußt doch mit deiner Zunge unters Messer! Sieh, jene singen schmutzige Lieder und haben gesunde Zungen!“ — „Und wenn ich heute morgen sterben muß“, wurde dem Versucher geantwortet, „so will ich doch dein Kind bleiben, Herr Jesus!“ Bei klarem Verstand wurde die schmerzhafteste Operation ausgeführt. Darauf rief der behandelnde Arzt die beiden Krankenschwäger ans Bett und befahl ihnen, dem Patienten halbstündlich frisches Eis zum Kühlen zu bringen und nichts zu versäumen, da er sonst verloren sei.

Durch die Schuld des einen Wärters, der in der darauffolgenden Nacht bis zwei Uhr ausblieb und dann angetrunken von einem Tanzvergnügen erschien, wäre, wenn andere Patienten nicht eingegriffen hätten, bald das Schlimmste eingetreten. Weil er weinend bat, nichts zu melden, verschwieg man seine Fahrlässigkeit. Eine Tracht Prügel hat er aber von den anderen Kranken erhalten. Die Aerzte sprachen die Befürchtung aus, daß Peter Weber vielleicht nie mehr werde sprechen können. Dieser aber schlich

sich in das anliegende Badezimmer und dankte seinem Herrn für die bisherige gnädige Durchhilfe. Sodann gelobte er, selbst wenn er die Sprache verlöre, sein Kind bleiben zu wollen. Weil der Herr seinen Knecht noch brauchen wollte, wurde er nach zehn Tagen bereits als geheilt entlassen.

Erinnerungen an den Männer- und Jünglingsverein Essen I

Im Jünglingsverein Essen I, der für Weber zwölf Jahre eine Heimat war, standen an der Leitung einfache Männer aus dem Volk, die im Worte Gottes tief gegründet waren und es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, junge Männer dem Heiland zuzuführen. Die Bibelbesprechstunden Sonntags abends waren immer reich gesegnet. Wohl hundert und mehr junge Leute saßen zwischen den Alten, deren Wortauslegung ihnen die Herzen warm machte. Oft ging's dann nach den Vereinsstunden noch in den Wald. Dort saß man zu fünf oder sechs zusammen und unterhielt sich weiter über das gehörte Wort. Die freudige Stimmung klang auch wohl in einige schöne Lieder aus. Frohen Herzens ging's am Montag früh nach solch einem Sonntag dann ans Tagewerk, um mutig den Kampf des Lebens wiederaufzunehmen.

Auch in einem christlichen Verein gibt es gute und böse Freunde. Darum ist es für ein Vereinsmitglied, das dem Heiland aufrichtig nachfolgen will, von großer Wichtigkeit, zu prüfen, mit wem man Freundschaft anknüpfen soll. Gern erinnerte sich Peter Weber derer, die ihm auf dem Wege zur Höhe eine Hilfe waren. Von solchen erzählte er gelegentlich:

„Da war ein sehr begabter junger Mann, Leiter im Kruppschen Hauptkonsum, der mit seinem adeligen Namen auch ein adeliges Herz verband. Er stand

etwa 40 jungen Mädchen vor und wußte durch einen tadellosen Wandel sich von jedem Makel freizuhalten. Wir hatten vereinbart, an einem Sonntag gemeinsam zu einem auswärtigen Fest zu wandern. Er hatte bis 2 Uhr nachmittags Dienst. Ich holte ihn im Konsum ab, und nachdem er alles verschlossen hatte, machten wir uns auf den Weg. Doch kaum waren wir einige Minuten gegangen, als uns ein blasses, etwa zehnjähriges Mädchen begegnete und weinend zu meinem Freund sagte: ‚Nun soll ich noch Kappus holen, und Sie haben schon alles zugeschlossen!‘ Kurz entschlossen nahm er das weinende Kind an die Hand, und wir gingen wieder zum Konsum zurück. Mein Freund scheute die Mühe nicht, alle Türen und die Kasse zu öffnen, um dem Kind für zehn Pfennig Sauerkraut zu geben. Als wir alles wieder verschlossen hatten, begann unsere Wanderung von neuem.

Schon lag die Stadt weit hinter uns, da begegnete uns ein vornehm aussehender junger Herr, den mein Freund kannte und grüßte. ‚Wilhelm‘, sagte er, ‚wo willst du denn hin?‘ ‚Wir gehen nach Altenessen zum Jünglingsfest, wo ein Prediger aus Berlin spricht. Ich lade dich herzlich ein, mitzugehen.‘ Dieser aber spottete, lachte und redete von ‚Kaffee- und Altweiberklatsch‘. ‚Wie kannst du‘, sagte er zu meinem Freund gewendet, ‚als gebildeter Mann zu einem solchen Fest gehen? Komm lieber mit mir! Ich gehe heute abend in einen Kegelklub, in dem ich den Vorsitz habe.‘ Mein Freund aber entgegnete: ‚Geh du jetzt mit uns, dann gehe ich heute abend auch mit dir.‘ — Nach längerem Hin und Her schloß er sich uns an, und wir wanderten zu dreien. Am Ziele angelangt, betraten wir einen großen Tanzsaal, in dem das Fest abgehalten werden sollte. Da alle Plätze schon besetzt waren, mußten wir drei mit einem schmutzigen, runden Gartentisch und drei gebrechlichen Stühlen

vorlieb nehmen. — Als der Berliner Festredner in Geistesvollmacht sprach, sagte unser Freund immer wieder: ‚Großartig, großartig, so etwas habe ich doch noch nicht gehört!‘ Er zupfte uns am Arm und flüsterte: ‚Ich glaube, ich werde heute noch einer von den euren.‘ Dabei standen ihm die Tränen in den Augen. Auf dem Heimweg tat mein Freund Wilhelm noch treue Philippusdienste an ihm. — Der Geist Gottes hatte ihn berührt. Kurze Zeit darauf war er ein fröhlicher Christ. Er kam mit Eifer in unsern Verein und widmete sich in den freien Unterhaltungsstunden insonderheit den ärmsten Lehrjungen und brachte allen, die mit ihm umgingen, Sonnenschein und Liebe. Leider wurde er bald darauf in eine andere Stadt versetzt.

Ungefähr 15 Jahre lang hatte ich ihn nicht gesehen. Da saß ich eines Morgens in Barmen während der Festwoche im Festgottesdienst der Judenmission. Die Kirche war noch nicht so sehr besetzt, als dieser liebe Bruder kam und gerade in der Bank vor mir Platz nahm. Plötzlich sah er sich um, erkannte mich und sagte: ‚Solch eine Freude! Heute trennen wir uns nicht wieder!‘ Den ganzen Tag über waren wir in der Erinnerung unserer schönen Jugendtage sehr glücklich.“ —

Sechs Jahre spielte Peter Weber im Posaunenchor mit. Es gab viele frohe Stunden und Feste. Besonders erhebend war für den Posaunenchor stets der Morgen des ersten Ostertages. Um 6 Uhr bestiegen die Bläser den Turm der Pauluskirche und spielten von der äußeren Galerie aus nach allen vier Himmelsrichtungen je drei Choräle über die erwachende Stadt. Dabei herrschte oben oft bittere Kälte, so daß die Ventile der Instrumente versagten. Wenn die jungen Männer dann sehr verfroren wieder unten anlangten, erwartete sie im freundlichen, geheizten Vereinssaal Kaffee und Kuchen. Der alte, treue Diri-

gent eröffnete das Zusammensein mit einer schönen Osterandacht, und anschließend ging es dann geschlossen in den Hauptgottesdienst, wo die Osterchoräle von dem Posaunenchor begleitet wurden. Wie ist doch die Jugendzeit so schön, wenn sie im Dienste des Heilandes verbracht wird! Wie lebte Peter Weber bis in sein Alter in diesen Erinnerungen!

Die Uebungsstunden im Posaunenchor wurden immer mit Schriftverlesung und Gebet eröffnet und geschlossen. Eines Abends fehlten die beiden Brüder, die in der Regel den Anfang und den Schluß machten. Der Chorleiter, dem die Gabe der freien Rede nicht gegeben war, eröffnete jedoch die Uebungsstunde mit einem Gebet, wandte sich aber am Schluß der Stunde mit den Worten an seine Spieler: „Ist denn niemand unter euch, der beten kann?“ Peter Weber fühlte sich beschämt und sprach sein erstes öffentliches Gebet. Zu Hause hörte er, wie der Sohn der Nachbarin zu seiner Mutter sagte: „Mutter, der Weber drüben hat heute abend im Verein aber schön gebetet.“ Diese Worte erfüllten ihn mit Stolz, und er nahm sich vor, sich für das nächste Mal ein noch schöneres Gebet zurechtzumachen. Er ging in die nächste Posaunenstunde mit einem nach seiner Meinung noch schöneren Gebet ausgerüstet. Zu seiner Genugtuung fehlten die beiden Männer wieder, und er freute sich schon, daß seine „Vorbereitung auf das Gebet“ nicht vergeblich gewesen war. Am Schluß forderte ihn dann auch der Dirigent auf, zu beten; doch kaum hatte er begonnen, als sich seine Gedanken verwirrten und das Gebet zu einem kläglichen Durcheinander machten. Gedemütigt und still schlich er nach Hause. Daheim aber sagte er seinem Gott: „Lieber Herr, ich danke dir, daß du meinen Hochmut zerbrochen hast. Gib mir bitte die Kraft, daß, wenn ich in Zukunft einmal wieder öffentlich beten muß,

ich es im Geist und in der Demut tue!“ Er wurde noch öfter zum Beten aufgefordert; weil er aber nicht mehr glänzen wollte, gab der Herr seinen Segen dazu.

Kampf und Sieg im Männer- und Jünglingsverein Essen-Altenessen

Es war an einem Oktoberabend. Peter Weber kam bei heftigem Schneetreiben in sein Kosthaus. Er sagte zu seiner Wirtin, daß er in einem solchen Wetter, in das man keinen Hund jagen solle, nicht mehr ausgehen werde. Diese lachte jedoch im stillen und wollte es nicht so recht glauben, da sie im Lauf der Zeit andere Erfahrungen gemacht hatte. Ihr Wohnungsinhaber war fast an keinem Abend nach dem Essen daheimgeblieben, sondern immer unterwegs zu Kranken oder zu den Vereinsstunden. Während die Wirtin das Essen hineinrug, stand Peter am Fenster, sah dem Schneetreiben zu und trommelte mit den Fingern gegen die Scheiben. Plötzlich sagte ihm eine innere Stimme: „Du solltest heute abend einmal in die Nachbargemeinde gehen und dort den Evang. Männer- und Jünglingsverein besuchen.“ Der Verein war ihm nicht näher bekannt. Er hatte nur bei einer Eisenbahnfahrt das Schild über einem Barackenbau gelesen. Als die Wirtin von seinem Vorhaben hörte, lachte sie und sagte: „Das habe ich mir doch gleich gedacht!“ Weber machte sich also auf in den dreiviertel Stunden entfernt liegenden Verein. Als der Abend zu Ende war, legte er ein aus nur wenigen Sätzen bestehendes Zeugnis ab, das etliche Seelen gewaltig packte.

Dieser Abend, an dem Weber durch Geistesleitung in jenen Kreis getrieben worden war, bedeutete einen Wendepunkt in seinem Leben. Als man das Vereinslokal verließ, gesellte sich nämlich ein Mann

zu ihm und bekannte: „Ich bin der Vorsitzende dieses Vereins; aber ich habe ihn stinkend gemacht in der ganzen Gemeinde. Den Jungen war ich ein schlechtes Vorbild, ich zog sogar mit ihnen durch die Wirtshäuser. Was Sie soeben sagten, ist mir durchs Herz gegangen; ich fühle meine Schuld.“ Als er erfuhr, daß der von Essen herübergekommene Weber kurz vor seiner Hochzeit stand, bot er ihm eine sehr nette, billige Wohnung an mit der Bitte: „Ziehen Sie in diese Gemeinde und helfen Sie uns im Verein!“ Da in Essen aber bereits ein Mietvertrag abgeschlossen war, lehnte Weber ab. Der Bittende ließ aber nicht nach und nahm ihn mit in die betreffende Wohnung, um sie ihm zu zeigen. So kam es, daß Peter Weber mit der ihm von Gott zugeführten Lebensgefährtin diese Wohnung bezog und, obwohl er dem anderen Miets Herrn eine höhere Abfindungssumme zahlen mußte, doch im Vorteil war.

Neun Jahre diente Peter Weber mit viel Liebe und Hingabe nebenberuflich dem dortigen Jünglingsverein. Viel Durchhilfe und wunderbare Führung Gottes erlebte er. Außerordentlich viel Mühe verursachte es, die wenigen noch vorhandenen Mitglieder für eine entschieden christliche Richtung zu gewinnen. Sonntags nachmittags fand außer einer Gesangstunde bisher keine Versammlung statt. Als für den Abend eine Jungmännerstunde angesetzt wurde, lachten die meisten höhnisch und sagten: „Sie können ja kommen und den Ofen warm halten; wir kommen nicht. Wenn wir Sonntags gesungen haben, dann haben wir genug getan. Wir wollen uns auch noch unseres Lebens freuen!“ Doch nach einem halben Jahr kamen abends regelmäßig etwa dreißig treue Mitglieder zusammen.

Da der bisherige Vorsitzende zurücktrat, mußte ein neuer Leiter gewählt werden. In der Wahlversammlung war auch der Pfarrer der Gemeinde er-

schienen und hielt zu Beginn etwa folgende Ansprache: „Liebe Mitglieder! Es ist mir zu Ohren gekommen, daß man Herrn Weber heute abend zum Vorsitzenden wählen will. Doch ich möchte ganz entschieden abraten, das zu tun. Herr Weber ist erst seit einem halben Jahr in unsrer Gemeinde; zudem sind hier noch so manche ehrwürdige Männer in unserem Verein. Ich schlage Herrn N. N. vor. Gegebenenfalls bin ich auch bereit, den Vorsitz selbst zu übernehmen.“ Nachdem die Stimmzettel abgegeben waren, stellte sich heraus, daß alle, bis auf die Stimme des Pfarrers, ihre Stimme für Peter Weber abgegeben hatten. Der Pfarrer kam daraufhin zu dem neu gewählten Leiter, reichte ihm die Hand und sagte in freundlicher Weise: „Lassen Sie uns dann in Frieden zusammenarbeiten!“

Etwa ein Vierteljahr später kam der neue Vorsitzende eines Abends müde und abgespant vom Dienst nach Hause und fand in seiner Wohnung einen großen Kreis junger Männer. Fröhlich redete er sie an und fragte, ob man in der Wohnung Vereinsversammlung halten oder ob man ihn köpfen wolle. Da trat ein junger Mann mit folgenden Worten vor: „Seit etwa dreiviertel Jahren sind Sie unter uns, und da möchten wir Ihnen heute abend erklären, daß, wenn Sie mit der Essener Muckerei weiter unter uns wirken wollen, wir uns alle streichen lassen werden. Ferner hatten wir dreihundert Mark auf der Sparkasse, die Sie inzwischen verplempert haben. Darüber sind unsere Eltern empört.“ Weber antwortete: „Liebe Jungens, ohne meinen Jesus kann ich nicht zu euch in den Verein kommen, und von den dreihundert Mark habe ich keinen Pfennig persönlich gehabt. Ihr hattet weder einen ordentlichen Tisch, noch ein hübsches Bild, noch Kaffeegerirr. Zudem ist keine Ausgabe gemacht worden, die ihr nicht selbst beschlossen habt. Wir wollen es

so machen, daß ihr m e i n e n Namen durchstreicht. Dann könnt ihr alle bleiben, und ich gehe wieder hin, wo ich hergekommen bin.“ Aber da riefen alle: „Nein, nein, das gibt es nicht!“ Als der Vorsitzende nun im Bilde war, richtete er sehr ernste Worte an seine jungen Freunde. Das Ende war, daß alle, einer ausgenommen, sich zum Gebet vereinigten.

Schon nach zwei Jahren erwiesen sich die Vereinszimmer als viel zu klein, und der Vorsitzende bat immer wieder ernstlich den Herrn, ihm doch auf irgendeine Weise zu helfen. Eines Tages sah er auf einem Gang durch die Gemeinde, daß irgendwo ein großes, schönes Haus gebaut wurde. Auf seine Frage, was da für ein Gebäude entstehe, wurde ihm gesagt, daß Krupp eine neue Bierhalle baue. Da kam ihm plötzlich der Gedanke — er war gewiß vom Herrn: Baut Krupp hier eine neue Bierhalle, dann kann er uns seine alte für unseren Verein geben. Als er der Firma Krupp diese Bitte vortrug, wurde sie aufs freundlichste genehmigt. — Nun hatte man einen feinen, großen Saal, der 200 Personen faßte. Der Meister hatte in so wunderbarer Weise gesorgt. Doch kaum war man eingezogen, da legte sich eine neue, große Sorge auf aller Herzen. Es fehlten die für den großen Raum nötigen Tische und Bänke. Wieder brachte man dem Herrn auch diese Not. — Da sah Peter Weber eines Tages einen großen Leiterwagen hochbeladen mit Tischen und Bänken an sich vorüberfahren. Er rief den Fuhrmann an und fragte nach dem Woher und Wohin dieser Sachen. Dieser erklärte: „Krupp hat in Holsterhausen eine Gartenwirtschaft aufgelöst, und ich muß die Sachen aufs Lager fahren.“ Schnell wurden auf dem Lager Erkundigungen eingezogen, ob die Sachen nicht verkäuflich seien. — Als der Lagerverwalter Webers Anliegen vernahm, wurde er gefragt: „Mann, habt ihr denn Geld? Was wollen Sie denn mit den langen

Tischen und Bänken?", worauf dieser antwortete: „Krupp hat uns einen Saal für den Jünglingsverein geschenkt . . ." Der Verwalter unterbrach: „Hat Krupp Ihnen den Saal geschenkt, so kann ich Ihnen die Tische und Bänke aber nicht schenken. Ich kann sie Ihnen aber billig verkaufen. Geben Sie mir für jeden Tisch eine Mark und für jede Bank fünfzehn Groschen! Sind Sie damit einverstanden?" Natürlich wurde mit großer Freude zugegriffen.

Nachdem man vier Jahre frisch und fröhlich in dem Lokal gearbeitet hatte, erwies es sich wieder als zu klein. Doch bekam man nun einen schönen, großen Vereinssaal in dem inzwischen erbauten Gemeindehaus. Vorher entbrannte noch ein heißer Kampf innerhalb der betreffenden Gemeinde darüber, ob das Haus mit dem schönen Kreuz über der Tür ein frommes Wirtshaus werden solle oder nicht. Es kam aber kein Bier hinein, und man war hocherfreut über diese neue Wirkungsstätte. Der Verein nahm eine stetige Aufwärtsentwicklung. Es wurde auch eine Turnabteilung gegründet; aber auch in dieser herrschte ein entschieden christlicher Geist. Wenn der Vereinsvorsitzende gelegentlich einmal in der Turnstunde erschien und bat, aus der Turnstunde eine Gebetsstunde zu machen, so trug man fröhlichen Angesichts die unbenutzten Turngeräte wieder an ihren Ort und war gern damit einverstanden.

Damals wurde in vielen Jünglingsvereinen der Ruf nach einer Vereinsfahne laut. Die ernster gerichteten Vorstandsmitglieder widerstrebten aber diesem Wunsche nach einer Fahne, die dreihundert Mark kosten sollte. Es gab allerlei Meinungsverschiedenheiten. Trotz manchen Widerstandes hatte man aber die Anschaffung einer Fahne beschlossen. Die Muster wurden angefordert; doch sollte eine Schlußabstimmung noch endgültig entscheiden. Vorher ging Peter Weber auf seine Knie und bat den

Herrn, wenn möglich die Herzen so zu lenken, daß es nicht zur Anschaffung dieser Fahne käme. Der Vereinssaal war voll besetzt; denn die Begeisterung für die Fahne war groß. Nachdem mit Gesang, Schriftabschnitt und Gebet begonnen worden war, wandte sich der Vorsitzende noch einmal gegen den Kauf. Seine kurze Ansprache gipfelte in dem Wort: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich!“ Als er geendet hatte, rief plötzlich ein Mitglied durch den Saal: „Laßt uns doch für das Geld lieber Posaunen kaufen und einen Posaunenchor gründen!“ Dieser Zuruf zündete derart, daß alle für einen Posaunenchor stimmten und die Fahne nicht mehr erwähnt wurde.

Es dauerte nicht lange, da konnte der neugegründete Posaunenchor zum Segen und zur Freude weiterer Kreise wirken.

Der Männer- und Jünglingsverein blühte immer mehr auf, sodaß er eine kleine Macht innerhalb der Kirchengemeinde bedeutete. Man beteiligte sich nun auch an den kirchlichen Wahlen. Grundsatz war, keine Leute ins Presbyterium oder in die größere Gemeindevertretung zu wählen, die im Wirtshaus verkehrten. Als der damalige Kirchmeister drei Tage lang mit im Schützenzelt feierte und „Bohnenkönig“ wurde, wurde beschlossen, ihn nicht wieder auf den Wahlvorschlag zu setzen. Das wollte aber dem Dirigenten des Männerchors, der die Uebungsstunden zur großen Zufriedenheit aller abhielt, durchaus nicht gefallen. Dieser, ein Lehrer, ließ nichts unversucht, um den betreffenden Kirchmeister doch auf die Liste zu bringen. Als alle seine Pläne scheiterten, trat er von seinem Posten als Dirigent zurück. Dieser Schritt brachte den Männerchor in große Verlegenheit. Wochenlang war Peter Weber auf der Suche nach einem anderen Chorleiter; aber alle seine Bemühungen schienen vergeblich.

Als er wieder einmal abends sich anschicken wollte, eine geeignete Kraft ausfindig zu machen, trat er ernstlich bittend um besondere Leitung vor seinen Herrn. Sollte dieser Abend wieder ergebnislos verlaufen, so mußte der Männerchor vorläufig ausfallen. Weber befand sich bereits auf dem Heimweg und war betrübt, daß alles wieder zwecklos gewesen war. Da mußte er vor der Schranke eines Bahnübergangs warten. Mit einem Male vernahm er, wie sich zwei Frauen über sein vergebliches Suchen unterhielten. Die eine sagte zur anderen: „Ist Herr Weber denn eigentlich schon bei Herrn X. gewesen?“ Diese Worte gaben dem mutlosen Herzen des ratlos Dastehenden neue Hoffnung. Sofort machte er sich auf, den betreffenden Herrn, dessen Namen er gerade vernommen hatte, noch zu besuchen. Es war fast zehn Uhr abends. Als jener aber von dem Anliegen, das Peter Weber hatte, hörte, wehrte er ganz entschieden mit der Begründung ab, daß er dazu nicht geschickt sei. Nach langem Betteln aber, bei dem seine Frau sogar mithalf, sagte er endlich zu. Man bekam in ihm einen treuen Dirigenten, der lange Zeit vielen ein Führer war.

Weber war in jener Zeit unermüdlich für die Sache seines Meisters tätig. Neben der Leitung des Vereins mit seinen verschiedenen Nebenabteilungen war er gleichzeitig bemüht, den ihm anvertrauten Seelen nachzugehen, um ihnen seelsorgerlich zu dienen. Auch wurden die Kranken und Sterbenden treu besucht. — Daß das für ihn ungeheure Opfer an Zeit und Kraft bedeutete, erkennt man klar, wenn man bedenkt, daß er neben diesem Wirken und Schaffen täglich noch 12 Stunden in der Kruppschen Fabrik arbeitete. Einen Achtstundentag gab es damals noch nicht.

Besondere Erlebnisse des Vereinsleiters

An einem Sonntagabend nach Schluß der Vereinsstunde, als schon alles durcheinanderging, bekam Weber plötzlich ein Gefühl großer Angst. Mit mächtiger Stimme rief er in den Saal: „Seid bitte noch einmal alle ruhig!“ Nachdem wieder Ruhe eingetreten war, sagte er: „Ihr lieben jungen Leute, ich möchte euch herzlich bitten, geht heute abend nicht mehr in die Stadt zur Kirmes, sondern lieber sogleich nach Hause!“

Am andern Morgen wurde er gebeten, weit draußen vor der Stadt einen jungen Mann zu besuchen, der im Sterben lag. Als er anlangte, bot sich ihm ein trauriger Anblick. Auf dem Bett lag ein stattlicher junger Mann, der ihm die Hand entgegenstreckte mit den Worten: „Bruder Weber, ich muß sterben! Ach, hätte ich doch gehört! Ach, hätte ich doch gehört!“ Nachdem ihm einige liebevolle, beruhigende Worte gesagt worden waren, erzählte die Mutter, die weinend am Bett saß, folgendes: „Unser Sohn ist gestern abend, nachdem er aus dem Verein kam, noch in die Stadt zur Kirmes gegangen und stellte sich an ein Karussell, um zuzusehen. Plötzlich wurde er von hinten mit einem Kugelstock auf den Kopf geschlagen, so daß er bewußtlos zusammenbrach. Der sofort herbeigerufene Arzt stellte einen Bruch der Gehirnschale fest. O, wir armen Eltern! Er ist unser einziger Sohn, und nun muß er sterben.“

Man betete zusammen. Der Sterbende brachte seine Sache mit Gott in Ordnung. Beim Abschied sagte er immer wieder die erschütternden Worte: „Ach, hätte ich doch gehört! Ach, hätte ich doch gehört!“ Nach wenigen Tagen geleitete ihn der ganze Verein zu Grabe. Der Täter, der so schändlich gehandelt hatte, blieb leider unentdeckt. —

In jener Zeit hatte Peter Weber einen Freund mit Namen Franz. Dieser war ein sittlich und moralisch hochstehender junger Mann, der nicht begreifen konnte, daß man einen Heiland brauchte. Franz wurde plötzlich von einem bösen Lungenleiden ergriffen. In dieser schweren Leidenszeit kam er zur Erkenntnis seiner Sündhaftigkeit und suchte Vergebung und Frieden. Gott ließ ihm in Christus sein Gnadenantlitz leuchten, so daß er zur Heilsgewißheit und Heilsfreude durchbrach.

Franz hatte einen zwei Jahre jüngeren Bruder, der ein ausgelassener Spötter war. Als Peter seinen Freund am Abend vor seinem Tode besuchte, trat dieser Bruder ins Zimmer und sagte: „Franz, ich werde diese Nacht tanzen gehen.“ Der vom Tod Berührte bat ihn: „Bleibe doch hier; mir ist, als müßte ich sterben.“ Zu Peters Entsetzen erwiderte Johann: „Du bist ein alter Quatschkopp, du quatschst immer von deinem Sterben, du stirbst noch lange nicht. Ich gehe inzwischen zum Tanzvergnügen.“ Lachend ging er zur Tür hinaus. Franz starb noch in derselben Nacht, und als Johann am andern Morgen vom Ball heimkehrte, fand er seinen Bruder als Leiche vor. Es schien das auf ihn aber keinen sonderlichen Eindruck zu machen.

Einige Jahre waren vergangen. Da ging Weber gelegentlich auf einsamer Straße, als sich ein Mann zu ihm gesellte und sagte: „Sie haben doch den Franz R. gekannt, der vor Jahren gestorben ist.“ Auf die Antwort: „Ja, der war mein Freund“, fuhr der Fremde fort: „Haben Sie denn auch seinen Bruder Johann gekannt?“ Als das auch bejaht wurde, vernahm er: „Der liegt jetzt auch im Sterben, und zwar an derselben Krankheit, die sein Bruder hatte.“ Weber erkundigte sich nach der Wohnung des Kranken, verabschiedete sich und machte sich sofort auf den Weg, um ihn aufzusuchen. Unterwegs bat er den Herrn,

ihm Weisheit und Kraft zu schenken, dem Spötter in der rechten Weise zu begegnen. Angelangt, klopfte er zögernd an die Tür. Freundlich hieß man ihn willkommen. Johann merkte das Erstaunen und rief: „Peter, komm nur, ich bin nicht mehr der alte Spötter. Der Heiland hat vielmehr aus mir einen neuen Menschen gemacht; er hat mir alle meine Sünden vergeben! Komm, gib mir deine Hand!“ Nachdem sich Weber an sein Bett gesetzt hatte, sagte der Sterbende: „Du weißt, Peter, ich war ein schlimmer Spötter. Wie schändlich habe ich an meinem Bruder Franz gehandelt! Wenn ich jetzt keinen Heiland hätte, wäre ich übel dran. Als ich ihn in meiner Not anrief, hat er mir die Gewißheit geschenkt, daß er alle meine Sünden an das Fluchholz des Kreuzes getragen hat. Nun darf ich im Frieden heimgehen.“ Peter Weber, der das Haus mit Sorge und Angst betreten hatte, durfte Augenblicke der nahenden Ewigkeit dort erleben. Nach gemeinsamem Gebet nahm man Abschied voneinander im Gedanken an ein Wiedersehen in Gottes Herrlichkeitswelt. —

In Webers Haus wohnte ein junger Mann, der durch seine Freundlichkeit sehr beliebt war. Er führte ein rechtschaffenes Leben und ging Sonntags treu zum Gottesdienst. Dieser verzog in einen anderen Stadtteil. Nachdem man jahrelang nichts voneinander gehört hatte, trifft man sich wieder. Peter Weber wird gefragt, ob er noch, wie früher, an Gott glaube. Er entgegnete: „Christian, ich glaube nicht nur an Gott, sondern auch an den Heiland der Sünder, der mich mit seinem Blut erkauft hat. Ich komme gerade aus der Sonntagsschule, in der ich den Kindern von Jesus erzählte. Glaubst du denn nicht mehr an Gott, Christian? Du gingst doch früher so treu zur Kirche!“ Da lachte jener laut und sagte: „An diese Ammenmärchen glaube ich nicht mehr! Meinen alten Glauben habe ich längst über Bord geworfen!“ — „Armer

Christian“, klang's ihm entgegen, „ich kann dich nur bedauern!“ Lachend ging Christian davon.

Nach einiger Zeit stand während des Nachtdienstes in der Kruppschen Fabrik neben Weber ein Monteur des Elektrizitätswerkes, der ihn ebenfalls nach seinem Glauben an Gott fragte. Er bekam dieselbe Antwort wie Christian. Da man nebeneinander an den Maschinen stand, unterhielt man sich die ganze Nacht über religiöse Dinge. Als die Schicht zu Ende war, sagte der Monteur: „Wenn Sie Mut haben, kommen Sie mit in mein Haus; ich will Ihnen ein Buch geben. Wenn Sie das gelesen haben, dann ist es mit Ihrem Glauben aus.“ — „Gut“, erklärte Weber, „ich gehe mit und hole mir das Buch; aber an meinem Glauben wird es nicht rütteln.“ So gingen beide — es war noch dunkel — der Wohnung des Monteurs zu. Als sie vor der Haustür standen und dieser in die Tasche griff, um den Schlüssel hervorzuholen, sah Peter Weber, wie dieser Mann mit einemmal zusammenzuckte. Auf die verwunderte Frage, was das zu bedeuten habe, bekam er folgenden Bescheid: „Ach, mich faßte gerade ein Grauen; denn dadrinnen hat sich am vorigen Freitag etwas Schreckliches ereignet.“ Als man in der Wohnung die Lampe angezündet hatte, berichtete er: „Sehen Sie, hier in dem zweiten Zimmer wohnten mein Freund und ich, und in dem ersten Zimmer, durch das wir soeben gekommen sind, wohnte ein Schlosser mit seinem Freund. Ich glaube zwar nicht an Gott, aber das grausige Spotten der beiden da vorn war so arg, daß selbst ich es nicht ertragen konnte und deshalb manchmal die Zwischentür schloß. So war es auch Freitag morgen, als wir am Kaffeetisch saßen. Beide fingen wieder an mit ihren Spott- und Schmäreden. Auf einmal hören wir einen wilden Schrei. Wir stürzen nach vorn. Da sitzt der Schlosser, sein Butterbrot vor den geöffneten Mund haltend. Die Augen stehen ihm

vor dem Kopfe; er ist tot. Sein Freund, der mitgespottet hatte, war schon zur Tür hinausgerannt. Obwohl jetzt schon vier Tage verstrichen sind, ist er noch nicht zurückgekehrt.“ Als Weber nach dem Namen des betreffenden Schlossers fragte, erfuhr er zu seinem Entsetzen, daß es sich um den armen Christian handelte, der in dieser Weise von dem heiligen und gerechten Gott zur Rechenschaft gezogen worden war. Dem entliehenen Buch konnte Weber keinen Geschmack abgewinnen.

Damals war Pastor Dammann Pfarrer in Essen. Auf merkwürdige Weise war er zu diesem Pfarramt gekommen. Um 1880 war in dieser Stadt wenig geistliches Leben. Außer dem Ev. Männer- und Jünglingsverein arbeitete auch noch die Evangelische Gesellschaft und die Freie Evangelische Gemeinde in Essen. Die Landeskirche hatte vier Pfarrer, die neben den Gottesdiensten abwechselnd wöchentlich eine von dreißig bis vierzig Personen besuchte Bibelstunde hielten. Die Gläubigen beteten schon länger um eine Erweckung.

Als einer von den vier Pfarrern starb, sollten, da das Pfarrerkollegium vergrößert wurde, zwei Pfarrer neu gewählt werden. Diese Gelegenheit nahmen die gläubigen Kreise wahr, das Presbyterium zu bitten, Pfarrer Dammann aus Siegen, der als Gemeinschaftspastor bekannt war, zu wählen. Der Herr tut wunderbare Dinge, die wir nicht begreifen können. In den Tagen vor der Wahl war die Evangelische Gemeinde einem wogenden Meer gleich. Das Presbyterium wollte auf den Wunsch jener ernsten Christen nicht eingehen. Die betreffenden Herren sagten: „Wenn dieser Pastor auf unsere Kanzel kommt, dann sehen wir in zwei Jahren keinen Mann mehr durch die Stadt gehen ohne Gebetbuch in der Hand.“

Nachdem der Beschluß des Presbyteriums bekannt wurde, daß man Dammann ablehnte, entstand in der

ganzen Stadt große Unruhe. Obwohl, wie gesagt, die gläubigen Kreise ganz gering waren, hörte man, wo man ging und stand, nur eine Meinung: „Wir wollen Pastor Dammann“.

An einem Sonntag wurde im großen Saal des städtischen Kasinos eine Versammlung für sämtliche Gemeindeglieder anberaumt. In dieser sollten sich alle, die Pastor Dammann wünschten, in eine Liste einzeichnen. Der Saal konnte die Menschen, die erschienen waren, nicht alle fassen, so daß auch der Vorplatz des Kasinos mit Teilnehmern übersät war.

Als alle die, die Dammann wünschten, im Begriff waren, sich in Listen einzuzeichnen, kam die Nachricht vom Presbyterium, daß man Dammann wählen wolle. Man solle das Einzeichnen einstellen. Einer aus der Versammlung aber sprang auf einen Stuhl und rief: „Wir schreiben ruhig weiter. Nutzt es nichts, dann schadet's auch nicht.“ Alle folgten diesem Rat.

Nun kam Pastor Dammann in der Tat zur großen Freude aller, die ihn von Gott erbeten hatten, nach Essen. Er war ein rechter Luthergeist: ein derber, aber freundlicher Mann. Bei seiner Einführung hätte die große Pauluskirche zweimal so groß sein müssen, um alle zu fassen, die sich hinzu drängten. Peter Weber hatte das Glück, hineinzukommen.

Nach der erfolgten Einführung bestieg der neue Pfarrer die hohe Kanzel, und Tausende blickten erwartungsvoll zu ihm auf. Nach der Textverlesung sagte er u. a.: „Evangelische Gemeinde Essen, du hast mich heute zu deinem Pfarrer gewählt. Nun denke aber nicht, daß ich in falscher Liebe und Schwäche Sünde nicht Sünde nenne. Ich möchte ein treuer Diener meines Heilandes sein, der das Evangelium, aber auch das ganze Evangelium bringen wird.“ Nun folgte eine sehr ernste Bußpredigt.

Als der Gottesdienst vorüber war, standen die Leute gruppenweise zusammen und sagten: „So war es gut! So war es recht!“ Andere aber: „Bei dem Kerl gehen wir nicht mehr in die Kirche; der will uns so etwas ins Gesicht sagen?!“ — Am darauffolgenden Sonntag mußte die Polizei die Kirche wegen Ueberfüllung schließen. Viele waren gezwungen, wieder umzukehren.

In der Gemeinde entstand nun ein großer Zwiespalt. Die einen waren für Dammann und gaben der verkündigten Wahrheit die Ehre; die anderen aber haßten ihn. So schlug ihn, als er aus der Kirche kam, einmal ein Fuhrmann mit der Peitsche über den Kopf. Ein anderes Mal rollte man ihm in der Nacht ein Fäßchen Branntwein vor die Tür. Manche Anfeindungen mußte er um seines Bekenntnisses willen ertragen.

Der gewaltige Kirchenbesuch hielt trotz der Widerstände lange Zeit an. Der Kreis derer, die sich für Christus entschieden, wurde immer größer. Die Bibelstunde, die früher dreißig bis vierzig Besucher aufwies, hatte jetzt achthundert bis tausend. Das Gemeindeleben wurde sehr rege. Bei der nächsten Kirchenwahl, die, wie üblich, auf einige Stunden am Tage festgesetzt war, war die Beteiligung so zahlreich, daß die Wahl vertagt und auf mehrere Tage verteilt werden mußte.

Man könnte fragen, was denn dieser Mann gepredigt habe, daß sich darüber die ganze Stadt erregte. Die Antwort ist nicht schwer. Er predigte das schlichte, einfache Evangelium vom Sünderheiland so, daß jedes Herz es fassen und begreifen konnte. Im gewöhnlichen Leben war Pastor Dammann ein Bruder unter Brüdern und hatte alle Menschen lieb. In den Orten, wo Weber später Stadtmissionar war, hat er Dammann immer wieder um seinen Dienst gebeten, und dieser kam gern. Wenn Essen noch eine Stadt

auf dem Berge ist, wo das teure Evangelium lauter und rein verkündigt wird, so hat Pastor Dammann hierzu bahnbrechend mitgewirkt.

Es war schon seit langem der brennende Wunsch unseres Peter Weber, daß Gott ihn ganz in seinen Dienst rufen möchte. Da erreichte ihn im Jahre 1895 der Ruf der Evangelischen Gesellschaft in Elberfeld, die ihn als Boten des Evangeliums anstellen wollte.

Als er bei seinem Vorgesetzten kündigte, ließ ihn dieser stehen und lief davon. Nach etwa einer Stunde kam er und sagte: „Weber, haben Sie auch bedacht, was Sie tun wollen? Zwanzig Jahre lang sind Sie bei Krupp, dazu verheiratet, Kinder haben Sie auch, und nun laufen Sie in die unsichere Welt! Bleiben Sie hier, ich gebe Ihnen mehr Lohn!“ Täglich war das nun dieselbe Rede in der Zeit der Kündigung: „Weber, bleiben Sie hier, ich gebe Ihnen mehr!“ — Bei der Verabschiedung auf dem Hauptbüro sagte der leitende Beamte, indem er sich an den Kopf griff: „Weber, sind Sie noch gescheit? Zwanzig Jahre und drei Monate bei Krupp; in der Pensionskasse und anderen Versicherungen, und nun laufen Sie als verheirateter Mann in die unsichere Welt?!“ Weber erwiderte: „Herr K., ich glaube, daß mein Vater im Himmel noch mehr Brot backt als Vater Krupp!“ Ganz erstaunt sah der andere auf und erwiderte: „Glauben Sie das wirklich, dann ziehen Sie mit Gott, Ihnen wird's nicht fehlen!“

Nicht leicht fiel Peter Weber das Scheiden aus Essen-Altenessen, hing er doch mit besonderer Liebe an seinem Männer- und Jünglingsverein, dem er mit seinen verschiedenen Nebenabteilungen lange Jahre als Vorsitzender gedient hatte. Bei der Abschiedsfeier, an der ungefähr tausend Personen teilnahmen, war ihm recht wehmütig ums Herz; doch freute er sich wiederum über die vielen Beweise der Liebe und Anhänglichkeit, die er erfuhr. Der letzte Abend war

besonders erhebend. Gegen neun Uhr zog der ganze Verein mit Posaunen- und Männerchor vor sein Haus und sang und spielte Abschiedsweisen. Viel Volk war dadurch zusammengeströmt. Peter Weber ergriff die sich ihm bietende Gelegenheit, stellte sich auf einen Tisch und ermahnte noch einmal mit warmem Herzen die Jugend, daß sie doch dem Herrn Christus treu werden und auch bleiben möchte.

Der Stadtmissionar

Es gibt Stunden im menschlichen Leben, in denen man sich selbst fremd vorkommt. Das erlebte Peter Weber auch. Als er von dem großen Kruppschen Werk schied, in dem er über zwanzig Jahre gearbeitet hatte, als er sich lösen mußte von dem Männer- und Jünglingsverein, mit dem er so verwachsen war, und dazu noch Vorhaltungen seiner Verwandten und Freunde wegen des ihnen unsicher scheinenden Berufswechsels bekam, war es ihm manchmal, als sei nun alles aus. In dieser Uebergangszeit holte er sich dann in der Stille des Kämmerleins immer wieder neue Kraft.

An einem Sonntagnachmittag stand der neue Stadtmissionar ziemlich kleinmütig in *W a t t e n s c h e i d* in einer leerstehenden Wohnung des Vereinshauses, die er sich ansehen sollte, und legte sich mit Bangen die Frage vor, ob er wohl seine ihm zugewiesene Aufgabe erfüllen könne. Er fühlte sich einsam und verlassen. Da ging die Tür auf, und ein schlichtes älteres Fräulein trat auf ihn zu mit der Frage, ob er der neue Bruder sei, den Gott gesandt habe. Als das bejaht wurde, lud sie ihn freundlich ein, mit in die Familie ihrer Schwester, bei der sie wohne, zum Kaffee zu kommen. Der Schwager gehöre zum Vorstand. Durch diesen wurde Peter

Weber in alles, was für ihn wertvoll war, in feiner Weise eingeweiht. Als er später mit den Seinen in das Haus einzog, halfen diese Freunde in geschwisterlicher Weise bei den mancherlei Arbeiten, die ein Umzug mit sich bringt; ja, sie hatten sogar in der Stille den Garten bestellt. Wie wohl tat solche Liebe!

Allmählich fand sich Weber, der nun ausschließlich Jesu Bote sein durfte, in der neuen Tätigkeit zurecht. Die Verhältnisse im Vereinshaus waren ziemlich armselig. Um der Not willen wurden die beiden bescheidenen Säle an eine Kinderschule mitvermietet. Daher mußten sie für Versammlungszwecke immer wieder hergerichtet werden. Das war zumal Sonntagsabends, wenn Weber gegen 10 Uhr von auswärtigem Dienst zurückkam, eine nicht leichte Sache. Nach einiger Zeit gelang es, von dem Nachbar ein Stück Land zu kaufen und hinter dem Haus einen schönen, neuen Saal bauen zu lassen. Mitten in diese Vorbereitungen hinein wurde Peter Weber plötzlich, nachdem er zwei Jahre in Wattenscheid und der näheren Umgebung gearbeitet hatte, nach Dortmund versetzt.

In den vielen Jahren, da Peter Weber Stadtmisionar sein durfte, nahm er es besonders treu mit den Hausbesuchern. Als er damit begonnen hatte und so einige Tage von Haus zu Haus gewandert war, kam er zu der Einsicht, daß dieser Dienst ein ganz besonderes Maß von innerer Kraft bedürfe. In jeder Familie gab es andere Eindrücke, immer wieder wurden neue Anforderungen gestellt. Hier wurde man mit Liebe empfangen, dort mit Bosheit und Spott. Das eine Mal handelte es sich um äußere Dinge, ein anderes Mal um innere Angelegenheiten des menschlichen Lebens. Oft wollte sich große innere und äußere Müdigkeit auf Peter Weber legen, und er überlegte sich ernstlich, ob er diesen schwe-

ren Aufgaben des neuen Berufes wirklich gewachsen sei. Vielleicht hatte er sich die hauptberufliche Arbeit für den Meister zu ideal vorgestellt. Klar war ihm jedenfalls geworden, daß er Sterbenswege gehen müsse. Aber das wollte er ja auch.

An einem bestimmten Nachmittag war er besonders kleinmütig und verzagt. Wo er auch einkehrte, wurde er ausgelacht und verspottet. Er bekam sogar zu hören: „Sie Faulenzer, gehen Sie doch arbeiten wie unsere Männer auch! Aber es scheint Ihnen besser zu gefallen, so durch die Häuser zu laufen und den Leuten etwas weis zu machen. Bringen Sie uns lieber etwas zu fressen; das ist uns lieber, als Ihr frommer Quatsch!“ Unter diesen und ähnlichen Reden war der Stadtmissionar innerlich ganz zermürbt worden. Als er wieder auf der Straße stand, sagte er sich: „So geht das jedenfalls nicht weiter. Es ist besser, du nimmst deinen früheren Beruf wieder auf.“ Da stand er abermals vor einem Haus, und er sagte sich: „Hier willst du noch hineingehen. Wenn es dir da ebenso ergeht, dann machst du Schluß!“ Er klopfte an die Tür des kleinen, weißen Häuschens mit seinen grünen Blenden. Auf das Herein betrat er eine Stube, in der ein altes, freundliches Mütterlein saß, das mit Stricken beschäftigt war. Sie kannte ihn, weil sie auch zu den Kindern Gottes zählte, und wunderte sich darüber, daß Weber so müde und abgespannt aussah. Dieser aber faßte Vertrauen zu der Alten und schüttete ihr sein ganzes Herz aus, indem er erzählte, wie es ihm ergangen sei. Da ging die Großmutter zum Fensterbrett, auf dem die aufgeschlagene Bibel lag, setzte sich dem müden Pilger gegenüber und las ihm eine ganze Anzahl der schönsten Verheißungen unseres Gottes vor. Dann sagte sie: „Wie kann man nur so mutlos sein! Gewiß denken Sie zu wenig an das, was der Herr seinen Kindern in seinem Wort verheißen hat!“ Nachdem beide mitein-

ander gebetet hatten, war das Thermometer des Verzagens wieder gestiegen, und er konnte den ihm verordneten Weg trotz seiner mannigfaltigen Nöte, die ihm in Zukunft noch begegneten, fortsetzen. Die Ewigkeit wird es einst offenbaren, wie gerade dieser unscheinbare, gering scheinende Dienst der Hausbesuche, bei denen Peter Weber, der Mann aus dem Volke, so bald Fühlung mit der Volksseele fand, Tausenden in den mehr denn dreißig Jahren seiner Tätigkeit zum Segen geworden ist. Weber bewahrte alles, was er an besonderen Erlebnissen erfahren hatte, klar in seinem Gedächtnis auf. So erzählte er aus seinen Erinnerungen an jene Zeit u. a. folgende Beispiele:

Mein erster Hausbesuch als Stadtmissionar galt einer Geschäftsfrau. Sie stand hinter dem Ladentisch und empfing mich freundlich mit den Worten: „Da kommt ja der neue Bruder aus dem Vereinshaus. Es freut mich sehr, daß Sie mich besuchen; doch das will ich Ihnen sagen: Im Vereinshaus, da ist keine Liebe mehr. Vor vielen Jahren, als das Haus gebaut wurde, war unter den Gemeinschaftsleuten noch Liebe und große Begeisterung. Als das Fundament ausgeschachtet wurde, sind wir Frauen hingegangen und haben die Erde mit unseren Schürzen fortgetragen. So freuten wir uns, daß wir einen neuen Saal bekamen. Wie viel schöne Stunden und Feste haben wir in den ersten Jahren dort gefeiert! Aber heute ist nichts mehr los; denn es fehlt an der Liebe untereinander.“ In ähnlicher Weise fuhr sie noch eine Zeitlang mit ihren Klagen fort. Ruhig sagte ich dann zu ihr: „Liebe Frau, ich habe den Eindruck, daß in I h r e m Herzen keine Liebe mehr ist, und daß S i e für das Werk des Herrn kalt geworden sind. Im Vereinshaus geht es noch recht lebendig zu; aber S i e fehlen, wenn die Kinder Gottes sich versammeln. Wissen Sie nicht, daß der Herr über manch einen

klagen muß: „Ach, daß du die erste Liebe verlässest!“ Nachdem ich weiter seelsorgerlich mit ihr geredet hatte, beteten wir noch miteinander. Die Frau kam nun wieder regelmäßig zu den Versammlungen ins Vereinshaus und arbeitete freudig mit.

*

Gelegentlich besuchte ich einen Schneidermeister, der an der Hauptstraße wohnte und ein flottes Geschäft hatte. Die Frau, die ich in der Küche antraf, begrüßte mich freundlich, indem sie mir einen Stuhl bot. Kaum hatte ich mich gesetzt, da kam der Meister hinzu. Seine Frau sagte zu ihm: „Lieber Fritz, hier ist der Stadtmissionar und ladet uns freundlich ein, wir möchten doch auch ins Vereinshaus kommen.“ Liebenswürdig bot er mir die Hand und sagte: „Lieber Mann, das können Sie von mir nicht verlangen; denn wenn ich unter die Frommen gehe, dann wird das bald in der ganzen Stadt bekannt sein, und um mein schönes Geschäft wäre es dann geschehen! Sie dürfen uns aber recht oft besuchen. Ich will mich freuen, wenn ich Sie hier sehe. Meine Frau geht ja schon zu den Versammlungen.“ Die Frau sah ihren Mann liebevoll an, und indem sie ihren Arm um seine Schulter legte, sagte sie: „Nicht wahr, Fritz, du gehst doch auch mal mit?“ Er aber entgegnete: „Liebe Frau, ich tue dir sonst gern den Willen; aber in diesem Stück mußst du mich in Ruhe lassen. Als Geschäftsmann kann ich nicht anders handeln.“

Einige Wochen waren vergangen. Da kam ich von einem auswärtigen Dienst, um im Vereinshaus noch eine Versammlung zu halten. Es regnete. Als ich kurz vor dem Vereinshaus war, sah ich, wie Fritz, unter einen Schirm geduckt, in unseren Saal ging. Er setzte sich in eine vom Rednerpult entfernte Ecke. Ich bat den Herrn im stillen: „Laß ihn doch recht bald zur Erkenntnis deiner Wahrheit, deiner Größe und Herrlichkeit kommen!“ Es dauerte gar nicht lange, da

kam er in mein Haus und erklärte mit Freuden, daß er ein Eigentum Jesu geworden sei. Was war das für eine Freude, zumal auch für die stille, liebe Frau, die gewiß viel für ihren Mann gebetet hatte!

Frisch und munter bekannte der Schneidermeister sich nun überall zu Christus. Sein Geschäft aber nahm, ganz gegen seine damalige Meinung, nicht ab, sondern zu. Er wurde mir persönlich ein treuer Freund. Wenn ich, sonderlich im Winter, abends die weiten Wege durch Schnee und Unwetter in die umliegenden Ortschaften machen mußte, dann begleitete er mich sehr oft, oder er holte mich ab. Oft sagte ich zu ihm: „Fritz, wie kannst du bei solchem Unwetter nur kommen und mich heim begleiten?“ Treuherzig sagte er dann wohl: „Ich muß doch sorgen, daß du wieder richtig nach Hause kommst.“

*

An einem Morgen begegnete mir an der Hauptpost gegen zehn Uhr ein betrunkenener Mann, dessen Familie ich kannte. Er hatte sechs Kinder und eine mutige, fröhliche Frau, die unter seiner Trunksucht sehr zu leiden hatte. Ich ging auf ihn zu, faßte ihn an der Schulter, schüttelte ihn tüchtig hin und her und sagte: „Herr H., ist das nicht ein Skandal, daß Sie so früh am Tag schon wieder betrunken sind? Denken Sie denn gar nicht an Frau und Kinder?“ Darauf sah er mich an und sagte mit lallender Stimme: „Sie sind ein alter Betbruder.“ Dann zeigte er auf ein sehr vornehmes, großes Haus und fuhr fort: „Da wohnt auch so eine Betschwester!“ Er riß sich los und torkelte weiter. Das bezeichnete Haus war mir unbekannt. Es interessierte mich deshalb, diese „Betschwester“ einmal kennenzulernen. An der Tür las ich den Namen eines höheren Regierungsbeamten. Nachdem ich geklingelt hatte, öffnete mir ein junges Mädchen die Tür. Auf meine Bitte, die Dame des Hauses sprechen zu dürfen, führte sie mich in ein

Zimmer. Als ich da so saß, dachte ich: Was sagst du denn jetzt, wenn die Dame kommt? In demselben Augenblick erschien auch schon eine freundliche, vornehme Frau und fragte mich nach meinem Anliegen. Verlegen sagte ich ihr, daß ich mit ihr von Jesus reden möchte. „Sehen Sie, lieber Bruder“, erwiderte sie, „der Herr hat mein Gebet erhört. Gerade bat ich ihn auf den Knien, daß er mir doch einen gläubigen Laienbruder schicken möchte. Und da sind Sie nun schon hier. Kommen Sie, wir wollen dem Heiland dafür danken!“ Ehe ich mich versah, kniete sie am Sofa nieder, worauf ich ihrem Beispiel folgte. Sie betete dann innig und ungezwungen: „Lieber Heiland, ich danke dir, daß du mein Gebet erhört hast, indem du mir diesen Bruder schicktest. Nun gib du, daß er mir etwas sein kann und ich ihm! Segne du uns, sooft wir zusammen sind! Amen.“ Ich schloß mich ihrem Gebet an, und als wir aufstanden, war es uns, als hätten wir uns jahrelang gekannt. Und doch waren wir uns vor wenigen Minuten noch ganz fremd gewesen. In der Unterhaltung, die sich anschloß, erzählte sie mir, daß sie noch nicht lange in der Stadt wohne. Da sie aber dem Herrn Jesu angehöre, möchte sie sich gern einer Gemeinschaft anschließen. Sie erkundigte sich nach dem Stadtmissionssaal. Als ich erwiderte, daß unsere Gemeinschaft in einer Gasse, in einem ärmlichen Hause tage, und bezweifelte, daß sie wohl dorthin kommen würde, entgegnete sie munter und freundlich: „Lieber Bruder, wenn man Jesu Jüngerin ist, dann geht man mit dem Volk Gottes, und wenn dieses auch in einem Stall wohnt!“ — Ich mußte ihr dann über unsere Arbeit berichten. Darauf sagte sie: „Lieber Bruder, ich habe den Eindruck, daß Sie zuviel tun. Es kommt gar nicht darauf an, was wir tun, sondern was der Heiland durch uns tun kann! Vor ihm stille werden und seine Aufträge erwarten, ist sehr wichtig für einen Reichsgottes-

arbeiter.“ — Ich fand das in meiner Arbeit oft bestätigt. Diese Frau kam von da ab regelmäßig, ihre Bibel unter dem Arm, in unsere Versammlungen. Sie grüßte stets in freundlicher Weise durch Händedruck nach rechts und links, vornehmlich aber die Alten und Schwachen, so daß sie dadurch manche Freude bereitere und so zu einem belebenden Element in der Stadtmissions-Gemeinschaft wurde.

Eines Abends, als ich nach Hause kam, fand ich eine Kiste mit schönen Nippsachen und eine Rolle Bilder vor. Frau von L. war dagewesen und hatte diese Sachen für eine Verlosung gebracht. Nach einigen Tagen begegnete sie mir. Ich wollte ihr für die überbrachten Sachen danken; sie ließ es jedoch nicht zu, sondern sagte: „Lieber Bruder, sagen Sie nichts; wir Menschen wollen für alles, was wir tun, gern geehrt werden. Sehen Sie, mit der Kiste ging es so: Ich sitze am Nachmittag bei einer Stickerei. Da fiel mir ein, daß Sie am letzten Sonntag in der Bibelstunde gesagt hatten, wir möchten doch zu Hause einmal nachsehen, ob wir nicht noch Götzen umherstehen hätten, die wir für eine Verlosung opfern könnten, da Sie die Mittel für einen von der Polizei verlangten Anbau aufbringen müßten. Ich stand auf, ging in den Keller und holte mir selbst eine Kiste in der Absicht, Ihnen eine Reihe meiner Götzen zu bringen. Doch als ich in unserem Salon stand und den ersten Götzen in der Hand hielt und daran dachte, wo ich ihn hergebracht und wie lange ich ihn besaß, da wollte es mir leid werden. Doch da dachte ich an den Herrn Jesus und sagte mit Nachdruck: Götze, du mußt in die Kiste!, worauf ich die anderen schnell folgen ließ. Als ich nun alles verpackt hatte, malte ich mir aus, wie sich Bruder Weber freuen würde, wenn ich mit der Kiste käme. Auch freute ich mich auf ein Gespräch mit Ihnen. Als ich nun in dieser Erwartung in Ihre Wohnung kam, waren weder Sie noch Ihre

Frau anwesend, und ich mußte die Kiste mit Enttäuschung abgeben. Auf dem Heimweg dachte ich: Warum ging es nun so gegen meinen Wunsch? Da wurde mir innerlich klar, daß ich die Sachen mit Begeisterung Ihnen bringen wollte, um von Ihnen dafür gelobt zu werden. Die Sachen sollte aber nicht der Bruder Weber, sondern mein Heiland haben. Und ich dankte dem Herrn, daß er es so geführt hatte. Und nun sagen Sie gar nichts mehr."

An einem Sonntagmorgen kurz vor Beginn der Sonntagsschule klopfte jemand heftig an meine Tür. Frau von L. trat fröhlich, begleitet von ihren drei kleinen Töchtern, ins Zimmer. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Bruder Weber, der Herr hat mein Gebet erhört. Hier bringe ich meine drei Kinder für die Sonntagsschule. Bisher wollte mein Mann es nicht zugeben, daß die Kinder in die Stadtmission gingen. Aber ich ließ nicht nach mit Beten. Und heute morgen sagte er ganz von selbst: ‚Ich will nichts mehr dagegen einwenden; bring‘ die Kinder in die sogenannte Sonntagsschule.‘ Doch Bruder Weber, es ist nicht die Hauptsache, daß die Kinder in die Sonntagsschule gehen, sondern daß sie Jesus lieb gewinnen. Kommen Sie, lassen Sie uns dafür beten!“ Und ehe ich mich's versah, kniete sie an meinem Sofa, worauf ich ihrem Beispiel folgte. Kindlich und einfältig sagte sie: „Lieber Heiland, ich danke dir, daß du meine Gebete erhört hast; gib nun Gnade, daß meine Kinder dich finden! Gib ihnen ein neues Herz und einen neuen gewissen Geist! Amen.“ — Nachdem sie gegangen war, dachte ich: Ach nähmen es doch alle Eltern so ernst mit der Sonntagsschule wie diese Frau! — In den meisten Fällen sagten die Leute, wenn sie mir ihre Kinder schickten: „Nun ja, dann sind sie wenigstens von der Straße!“

Als ich bei Gelegenheit Frau von L. einmal fragte, ob ihr Mann wohl auch mal mit ihr zur Bibelstunde

käme, erwiderte sie: „Ich bete treu für ihn. Es kommt die Stunde, da gibt ihn mir der Herr, und dann werden wir zusammen kommen.“ Ich fand diesen Standpunkt der Frau sehr vernünftig.

*

In K. lebte eine alte Mutter, die fleißig die Bibellektüre besuchte. Sie war bei den Gemeinschaftsleuten allgemein beliebt. Weil sie sich in ärmlichen Verhältnissen befand, luden die Gläubigen sie abwechselnd in ihre Häuser zum Mittagstisch ein und unterstützten sie auf mancherlei Weise. Sie bewohnte ein einfaches Zimmer, und als ich sie eines Tages besuchte, war ich sehr erstaunt, in ihrem Zimmer eine große Menge Porzellanwaren aufgetürmt zu finden. Ich erkundigte mich nach der Herkunft der Sachen und erfuhr, daß sie diese von einer reichen Familie, die ausgestorben sei, geerbt habe. „Was wollen Sie denn jetzt damit anfangen, Frau R.?“ fragte ich weiter. „Die will ich aufbewahren.“ „Ja, aber Mutter R.“, entgegnete ich, „was wollen Sie denn mit den vielen Kaffeekannen, Suppenterrinen?“ — ich zählte alles für mein Auge Erreichbare auf — „Mutter R., wer will, der trag' sich tot! Schenken Sie diese Sachen doch Ihren sieben verheirateten Kindern, die ja alle in einfachen Verhältnissen leben!“ Ich schien ihr jedoch ein schlechter Ratgeber zu sein. Mit Unfreundlichkeiten ging sie über die Sache hinweg. — Als ich sie dann wieder einmal aufsuchte, war das Geschirr verschwunden; sie hatte meinen Rat befolgt.

Einige Zeit später fand ich diese Frau auf dem Kranken- und Sterbebett. Mit begeisterten Worten rühmte sie mir gegenüber die Gnade Jesu und gab ihrer Freude darüber Ausdruck, daß sie bald heimgehen könne. In ihren letzten Tagen lag sie in dem Hause ihrer ältesten Tochter. Als ich sie dort besuchte und sie wieder die Gnade rühmte, trat die

Tochter ins Zimmer und sagte: „Liebe Mutter, jetzt ist ja gerade der Bruder Weber hier, und da bitte ich dich, sag mir doch, was verbirgst du so geheimnisvoll in deinem Koffer? Und sage mir auch, ob du noch Geld hast, damit ich nach deinem Tode einen Zeugen habe und wir Kinder uns untereinander nicht zu zanken brauchen!“ Darauf erwiderte die Sterbende: „Liebe Tochter, du weißt, daß ich eine arme Frau bin und nichts habe!“ Zur Beteuerung streckte sie die Hand aus dem Bett und fuhr fort: „Was auf dieser Hand liegt, das ist alles, was ich habe!“ — und auf dieser Hand lag n i c h t s ! — Als die Tochter still hinausgegangen war, sagte Mutter R.: „Ich freue mich, daß ich nun bald zu meinem Heiland gehen darf!“ Darauf kniete ich noch nieder und betete mit ihr und ging selbst gestärkt durch ihr Zeugnis von ihrem Sterbebett.

Als ich in der darauffolgenden Woche wieder in die betreffende Stadt kam, holte mich ein Bruder aus der Gemeinschaft am Bahnhof ab und erzählte mir unterwegs, daß Frau R. inzwischen gestorben sei. In ihrem Koffer aber habe man vierzehnhundert Mark und noch weitere Kostbarkeiten gefunden. Frau R. sei nun das Stadtgespräch, und die allgemeine Meinung der Weltmenschen sei: Die Frommen nehmen es mit der Wahrheit nicht genau. — Wir hatten in dieser Stadt an jenem Abend zum erstenmal einen Wirtshaussaal gemietet, da die bisher benutzte Wohnung nicht mehr ausreichte. Nun bedauerte der Bruder, daß der Saal gemietet worden war, weil er bezweifelte, daß infolge dieses Vorfalles die erwarteten Besucher kommen würden. Wir waren aber angenehm überrascht; denn der Saal war ziemlich besetzt. Ich stand ganz unter dem Eindruck, daß die Erschienenen sehr aufmerksam zuhörten, und dachte an das Wort der Heiligen Schrift: „Es kam sie alle eine Furcht an!“ Ich predigte an jenem Abend aber in

ernster Weise das Evangelium, das seine Wirkung gewiß nicht verfehlte.

Diese Geschichte sei zur Mahnung und Warnung aller, die sich zu Christus halten, erzählt, damit sie sich nicht vom Satan betören lassen.

★

Da war ein anderes altes Mütterchen, das ich auf ihrem einsamen Zimmer besuchte. Stets sah sie mich gern kommen. Sobald ich aber begann, ihr das Wort Gottes zu sagen, sprach sie von ihrem Totenhemd: wie lange sie das schon habe, wie sie es sich verwahre, und daß sie bestimmt hätte, man solle es ihr nach ihrem Sterben anziehen usw. Einige Male hatte ich das mit angehört. Als sie mich aber wieder mit ihrem Gespräch hinhalten wollte, sagte ich: „Mutter L., ich glaube, Sie werden das Totenhemd gar nicht angezogen bekommen!“ Erschrocken erwiderte sie: „Wie können Sie so etwas sagen! Ich, das Totenhemd nicht angezogen bekommen? Warum glauben Sie das?“ „Mutter L.“, entgegnete ich, „Sie stellen das Totenhemd über Ihren Gott, der doch gesagt hat: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!“ Diese Rede gefiel Frau L. übel. Sie hörte mir aber zu. Als ich sie gelegentlich wieder besuchen wollte, hatte man sie schon ins Armenhaus geschafft. Ich ging sofort dahin und erfuhr, daß, nachdem sie kaum einen Tag im Armenhaus war, sie auch schon gestorben sei. — Ich stand an ihrem Sarge. Die Beerdigung sollte am anderen Morgen stattfinden. Dazu lud ich die Gemeinschaftsleute noch schnell ein. Als wir um den Sarg herumstanden und ein Trauerlied sangen, las ich einen Psalm und betete. Dann hoben die Träger den Sarg auf, um ihn hinauszutragen. In dem Augenblick kam eine Frau schweißtriefend angelaufen und rief: „Ich hab' ja noch das Totenhemd, ich hab' ja noch das Totenhemd!“ Die Träger setzten den Sarg wieder hin. Der Armenhausvater wandte sich

an die Versammelten und sagte: „Geht alle hinaus; ich will ihr das Totenhemd noch in den Sarg legen!“ Dadurch, daß die Frau nur einen Tag im Armenhaus gewesen und plötzlich abberufen worden war, konnte der Irrtum mit dem Totenhemd entstehen.

*

Neben der außerordentlichen Gabe des Stadtmisionars, in seiner volkstümlichen Art auf seinen Wegen und bei den Hausbesuchen für seinen Heiland zu werben, hatte Gott ihm auch die besondere Gabe des Redens verliehen. Seine Ansprachen waren nie langweilig, sondern immer packend, dabei so herzlich und warm und voller Beispiele und Erlebnisse. Der Herr hatte es ihm geschenkt, daß er dadurch in Herz und Leben seiner Zuhörer hineinleuchtete und Ungezählte in den Jahren seiner Wirksamkeit erweckt wurden und zum lebendigen Glauben geführt werden konnten. Von brennender Liebe zu den Verlorenen beseelt, war sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet, das Evangelium auch dorthin weiterzutragen, wo es noch nicht in der Art der volkstümlichen Rede den Menschen nahegebracht wurde. So erschloß er ein Gebiet nach dem anderen. Dafür nur ein Beispiel:

Eine halbe Stunde von unserer Stadt entfernt lag das große Dorf H. Von dort kamen nur ganz wenige Leute des Sonntags in den Gottesdienst oder in die Bibelstunde. Als ich dort anfang, Hausbesuche zu machen, wurde ich fast durchweg abgewiesen und erntete viel Spott und Hohn. Ich ließ mich jedoch nicht irremachen, sondern setzte die Hausbesuche längere Zeit fort und brachte christliche Schriften in die Häuser. An einem Morgen ging ich schweren Herzens darüber, daß ich in diesem Dorfe so gar nicht Fuß fassen konnte, wieder dorthin. Plötzlich fühlte ich mich innerlich getrieben, stehenzubleiben und meine Bibel aufzuschlagen. Da fiel mein Blick

auf Josua 1, 9: „Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seiest! Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht; denn der Herr dein Gott ist mit dir in allem, was du tun wirst.“ Dieser Vers gab mir wieder neue Freudigkeit und neuen Mut. Mitten im Dorf lag eine große Wirtschaft mit einem dahinterliegenden Saalbau. Nach einigem Besinnen ging ich zu dem Wirt und sagte ihm, ich hätte Lust, in seinem Saal wöchentlich eine Bibelstunde abzuhalten; ob er geneigt sei, mir zu diesem Zweck seinen Saal zu vermieten. Der Wirt lachte laut und erwiderte: „Bibelstunde, Bibelstunde? — Sehen Sie mal, da auf dem Berg liegt eine Schule, in der der Pastor Bibelstunde abhält. Es kommen zwei Frauen und ein Kind hin, und nun wollen Sie Bibelstunde halten und sind kein Pastor? Sie scheinen aber viel Mut zu haben!“ Ich entgegnete: „Lieber Mann, lassen Sie es nur gut sein! Geben Sie mir den Saal, für das andere will ich schon sorgen!“ „Es ist egal“, erklärte er, „Sie haben Courage, ich will Ihnen den Saal geben!“ Als wir über den Mietpreis verhandelten, bot ich ihm an, meine Einnahme mit ihm zu teilen. Lachend ging er auf meinen Vorschlag ein und bemerkte: „Gut, ich werde ja schon nicht zu viel bekommen.“ Während wir so verhandelten, kam mir plötzlich ein neuer Gedanke. „Wirt“, sagte ich, „halten Sie mir am Himmelfahrtstag“ — es waren noch sechs Wochen bis Himmelfahrt — „von vier bis sieben Uhr nachmittags den Saal frei und sorgen Sie dafür, daß der ganze Saal mit Bänken und Stühlen besetzt ist!“ Lachend meinte er: „Das kann ich wohl; aber woher wollen Sie die Leute nehmen?“ Mit dem Bemerkten: „Lassen Sie das meine Sorge sein“, schieden wir freundlich voneinander. Ich hatte vor, am Himmelfahrtstag in dem Saal ein Christliches Gesang- und Musikfest zu feiern und im Anschluß daran meine Bibelstunde zu eröffnen. Unser Gemisch-

ter Chor und auch der Posaunenchor in der Stadt waren mit meinem Plan einverstanden. Wir ließen ein Programm drucken, das ich dann in jedem Hause für zwanzig Pfennig anbieten ließ. Fast alle wurden verkauft. Als ich den Pastor einlud, uns am Festtage die Ansprache zu halten, sagte er: „Das ist recht, daß Sie da oben angefangen haben; da können Sie sich die Zähne ausbeißen! Ich will aber mitkommen. Ob aber Leute kommen, das ist eine andere Sache.“ Als wir am Himmelfahrtstag nachmittags in den Saal traten und diesen voll besetzt fanden, war der Pfarrer ganz verwundert und fragte: „Wo haben Sie denn alle die Leute her?“ Er hielt zur Einleitung eine Ansprache.

Als wir etwa die Hälfte unseres Programms abgewickelt hatten, stand plötzlich ein alter Mann auf und rief, sich an die Versammelten wendend, mit lauter Stimme: „Eck well Ing wat säggen: Dä kleine Kähl do, dä well uns dä Muckerriege in et Dorp bringe, wir wellen aber dä Muckerriege hier nicht!“ Darauf gab's ein großes Gelächter. Doch nach und nach wurden die Leute wieder still. Ich hielt auch noch eine Ansprache und bezeugte in allem Ernst die Liebe Gottes in Christus Jesus. Im Anschluß lud ich dann auf nächsten Donnerstag zu einer Bibelstunde ein. Am Abend konnte ich meinem Herrn noch von Herzen danken für das wohlgelungene Fest. Auch der Wirt war mit der erhaltenen Abfindungssumme (etwa zehn Mark) zufrieden.

Etwa vierzig Leute kamen zur ersten Bibelstunde. Unter ihnen saß auch der Wirt, der längere Zeit an jeder Bibelstunde teilnahm. Die Wirtin aber war feindselig gesinnt; sie suchte mir durch allerlei Streiche die Sache leid zu machen. Plötzlich sprang der Wirt auch wieder ab, gesellte sich zu den Spöttern und lachte über unsere Veranstaltungen. Er fand aber nicht den Mut, mir den Saal zu entziehen.

Geistesleitung

Peter Weber wurde oft durch besondere Einwirkung des Geistes Gottes geleitet, den Winken seines Meisters nachzukommen und besondere Aufträge entgegenzunehmen. Wir hörten schon davon. Es seien aber noch einige Erlebnisse angefügt:

Als Weber eines Tages in Dortmund über den stark belebten Marktplatz ging, sah er einen Herrn an einen Laternenpfahl gelehnt. Er war schon einige Schritte an ihm vorbei. Da hieß es in ihm, daß er mit jenem Mann sprechen müsse. Zuerst wehrte er sich gegen diesen inneren Auftrag. Dann ging er aber schließlich, um nicht ungehorsam zu sein, auf den Fremden zu und fragte ihn, ob er ihm irgendwie behilflich sein könne. Da liefen dem Angeredeten plötzlich die Tränen über die Wangen, und er erklärte: „Ich bin am Verhungern und habe mich gerade mit dem Gedanken beschäftigt, mir das Leben zu nehmen.“ Dieser Lebensmüde war als Angestellter einer christlichen Anstalt infolge eines Streites, den er mit dem Vorsteher hatte, im Zorn und Trotz seines Herzens davongegangen, ohne Geld bei sich zu haben. Der Stolz hielt ihn davon ab, zurückzukehren. Doch gelang es Weber, nachdem er den Mann freundlich in sein Heim aufgenommen hatte, ihm sein Unrecht zu zeigen und ihn zu bewegen, seinen alten Wirkungskreis wiederaufzusuchen. Er bekam das Geld zur Rückreise, das er später glückstrahlend mit Zinseszins persönlich zurückbrachte. Dankbar erzählte er, daß sein Leben von jenem Tag an eine ganz andere Richtung genommen habe.

*

Es war an einem Samstagabend. Peter Weber befand sich auf dem Heimweg. Plötzlich bekam er den inneren Auftrag, nicht nach Hause zu gehen. Ihm schwebte in irgendeiner Weise ein Dachstübchen

vor, in dem er aber noch nicht gewesen war. Er sagte: „Lieber Herr, ich will zuerst mein Paket heimtragen und Abendbrot essen, dann will ich den Besuch machen.“ Doch wieder hieß es unüberhörbar in ihm: „Du mußt sofort gehen!“ Also machte er sich, dieser Stimme gehorchend, auf den Weg.

Als er nach dem Anklopfen das Dachkämmerlein betrat, war er erstaunt, einen Mann zu finden, mit dem er in seiner Jugend im Konfirmandenunterricht gegessen hatte. Dieser war aber damals dem Bösen so zugetan, daß ihn die Polizei aus dem Unterricht holte und ins Gefängnis brachte. Auch noch im späteren Leben hatte Weber mancherlei Untaten von ihm gehört. Der Kranke streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Ach, Peter, besuchst du mich heute abend? Das ist recht schön von dir. Sieh, der Heiland hat aus mir einen neuen Menschen gemacht. Ich kann jetzt glauben, daß ich durch seine Gnade selig werde. Du kommst gerade zur rechten Zeit. Meine Mutter ist ausgegangen, und ich fühle, daß ich sterben muß. Komm her, setz dich auf den Bettrand und lege deinen Arm unter meinen Kopf! Wir wollen miteinander beten.“ Während des Gebets schlief der dem Tod Geweihte still hinüber in die Ewigkeit. Durch das geöffnete Fenster drang der Schall der Abendglocken, die in Essen den Sonntag einläuteten. Als Weber ihm die Augen zudrückte, war ihm ganz feierlich zumute. Wie dankte er seinem Herrn besonders dafür, daß er diesen Besuch nicht aufgeschoben hatte, sondern der Geistesleitung gefolgt war! Wenn er nach seinem eigenen Willen gehandelt hätte, wäre es ihm unmöglich gewesen, diesem Sterbenden beim Hinübergang in die Ewigkeit noch einen wertvollen Dienst zu thun.

*

Draußen luden die Glocken zum Kirchgang ein. Peter Weber nahm sein Gesangbuch, um sich auf den

Weg zur Kirche zu machen. Da hieß es in ihm: „Lege das Buch wieder weg und gehe hinaus vor die Stadt, um eine Schwerkranke zu besuchen!“ Der inneren Stimme folgend, kam er in ein ärmliches Haus. Die Frau war mit ihren Kinderchen, die noch nicht angezogen waren, allein im Zimmer. Mit schwacher Stimme erzählte sie, daß sie Lungen- und Rippenfellentzündung habe. Eine böse Nacht läge hinter ihr, und der Mann sei zum Arzt gegangen. Dann schilderte sie, wie gut ihr Mann sei und wie treu er für sie Sorge. Früher, als sie beide noch in der Gottesferne gewesen seien, hätten sie recht vergnügt miteinander der Welt und ihrer Lust gedient. Da sei ihr Mann eines Abends heimgekommen und habe gesagt: „Frau, von jetzt an gehe ich ins Vereinshaus. Ich fühle, daß, wenn ich so weiter lebe, ich ewig verloren gehe. Geh doch auch du mit mir diesen Weg!“ Die Kranke erzählte weiter: „Ich aber sprang auf, gab mich in ungezogener Weise ans Lamentieren und belegte meinen Mann im Zorn mit allerlei Schimpfnamen. Doch er blieb fest, und wenn Versammlung im Vereinshaus war, ging er ruhig seinen Weg. Ich aber verfolgte ihn jetzt mit allerlei versteckten und offenen Bosheiten. Obwohl mein Mann schwer zu arbeiten hatte, quälte ich ihn so. Z. B. streute ich meinem Mann abends unter seine dünne Bettvorlage Erbsen, damit ihm die Lust zu langem Beten auf den Knien vergehen solle. Er aber erwies sich bei diesen Bosheiten stets freundlich und liebevoll. Eines Tages beunruhigte die Frage mein Gewissen, daß Gott mich dieser Bosheiten wegen zur Rechenschaft ziehen könne. Nun war's mit meiner Ruhe vorbei, bis ich mich getrieben fühlte, auch mit ins Vereinshaus zu gehen. Dort kam ich zur Sündenkenntnis, und nachdem ich Buße getan hatte, wurde ich glücklich in der vergebenden Gnade meines Herrn. Seitdem bin ich mit meinem Mann ein Herz

und eine Seele. Es tut mir so leid, daß ich hier liegen muß und meinem Mann und meinen Kindern so wenig sein kann.“ Man las noch miteinander Gottes Wort und betete.

Als Weber Abschied genommen hatte, stand er noch eine Weile im Hausflur und seufzte: „Ach, lieber Herr, wie hätte doch diese Familie eine Unterstützung so nötig, und doch habe ich nichts für sie! Wenn es sein kann, dann gib mir doch etwas für sie!“ Draußen fiel sein Blick auf ein großes Ziegelfeld, an dessen anderem Ende ein neues Haus stand. In diesem befand sich auch eine schwerkranke Frau. Weber dachte: die willst du doch gleich anschließend besuchen. Als er über das Ziegelfeld dem Hause näherkam, stand die krank gewähnte Frau am offenen Fenster und rief ihm einen freundlichen Morgengruß zu. Er kam näher. Sie sagte: „Das ist doch gut, Bruder Weber, daß Sie kommen! Ich habe meinem Gott dafür, daß er mich wieder gesund gemacht hat, zehn Mark versprochen, und die will ich Ihnen jetzt geben.“ Hoherfreut nahm der Stadtmissionar die Gabe, und nachdem man noch miteinander Gottes Wort gelesen und gebetet hatte, eilte er wieder übers Ziegelfeld zurück und brachte der schwerkranken Frau das von Gott so freundlich dargereichte Geschenk. Als dies in die Hand der Kranken gelegt wurde, weinte diese und bekannte: „Als Sie zur Tür hinausgingen, kamen mir folgende Gedanken: Der hat gut trösten; er hat schöne Kleider und ist gesund; seine Familie ist auch gesund. Aber für uns und unsere Armut hat er noch nicht einmaleine kleine Gabe. Ach, lieber Bruder Weber, kann der Herr mir verzeihen?“ Der Stadtmissionar tröstete sie: „Wie gut ist es doch, daß wir einen Hohenpriester haben, der Mitleiden hat mit unserer Schwachheit!“

Lichtes und Finsteres im Umgang mit anderen

Peter Weber war ein Volksmissionar in des Wortes wahrster Bedeutung. Schlagfertig, ohne Menschenfurcht, von der Liebe Christi getrieben, sehen wir ihn beim Umgang mit seinen Mitmenschen. Ein starker, heilsamer Einfluß ging von ihm aus, der in die Worte gefaßt werden könnte: Komm mit auf den Weg dem Herrn Jesus nach und habe auch du ihn lieb! — Strahlen der Ewigkeit und Schatten aus dem Reich der Finsternis umfingen ihn bei diesem Dienst, der uns in folgenden Bildern lebendig werden soll:

An einem schönen Sommerabend — die Sonne entfaltete ihre ganze Pracht — wanderte ich durch ein großes Kornfeld dem Ort zu, in dem ich Bibelstunde halten wollte. Auf einmal ging ein Mann neben mir, der von der Arbeit, seinen Henkelmann unter dem Arm tragend, nach Hause ging. Ich grüßte ihn freundlich und sagte: „Lieber Mann, können wir nicht unserem Vater im Himmel danken, daß er uns solch einen schönen Tag geschenkt hat?“ Da blieb dieser plötzlich stehen, sah mich an und sagte: „Danken, danken, ich soll noch danken? Ich habe mich von heute morgen sechs Uhr an bis heute abend sechs Uhr gequält und viel Schweiß vergossen, und dafür soll ich noch danken? Was fällt Ihnen eigentlich ein?“ Freundlich legte ich meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Sagen Sie mir doch einmal, wer gab Ihnen heute morgen die Kraft, daß Sie aufstehen und Ihre Arbeit tun konnten? Sehen Sie mal hier um sich! Wer läßt uns hier unser täglich Brot wachsen? Von all den klugen Menschen ist nicht einer imstande, auch nur eine dieser schönen Aehren mit Korn zu füllen! Und Gott macht sie tausend- und millionenfach, damit wir unser täglich Brot haben.“ In ähnlicher Weise fuhr ich fort, ihn auf mancherlei wichtige Dinge aufmerksam zu machen, während

mein Begleiter immer nachdenklicher wurde. Endlich sagte er: „Darf ich mit in Ihre Versammlung gehen?“ Selbstverständlich freute ich mich darüber und nahm ihn mit in die Bibelstunde. Er wohnte weit ab, fehlte aber in Zukunft bei keiner Zusammenkunft. Des öfteren sagte er später: „Sie hatten doch recht; wir haben viel Ursache zum Danken.“

*

An einem Morgen fand ich draußen vor der Stadt auf einem Treppenstein einen alten Mann stehen, der sein Milchkrüglein im Arm hatte. Freundlich grüßte ich ihn und sagte: „Na, Väterchen, will der Milchbauer nicht kommen?“ — „Nein“, sagte er, „er läßt mich lange warten.“ — „Wie alt sind Sie denn?“ fuhr ich fort. Er antwortete: „Achtundsiebzig Jahre.“ — „Dann sind Sie aber nahe der Heimat.“ Er hatte mich wohl gleich verstanden und erwiderte: „Ach, sind Sie ein Mann, der von der oberen Heimat spricht?“ Als ich das bejahte, rief er ganz begeistert: „Kommen Sie mit nach oben zu meinem Mutterchen, die hört auch so gern davon sprechen!“ So schnell er konnte, stieg er die Treppen bis ins oberste Stockwerk hinauf. Dort angelangt, rief er: „Mutterchen, Mutterchen, ich bringe einen Mann mit, der uns von der oberen Heimat erzählt!“ Die beiden alten Leuten wohnten in einem Bodenstübchen; alles war sauber und freundlich dadrin. Beide waren sehr heilsverlangend und nahmen das Wort mit Freuden auf. Deshalb kehrte ich des öfteren bei ihnen ein,

Als ich sie wieder einmal besuchte, fand ich den alten Mann weinend vor. Er erzählte, daß er am Gericht gewesen sei und daß das Gericht seine Söhne, die alle drei Meister seien und ein schönes Einkommen hätten, gezwungen habe, ihm monatlich eine bestimmte Summe abzugeben, da er sonst mit seinem Mutterchen nicht mehr leben können. „Ach, es ist so schwer“, klagte er, „wenn die Kinder

dazu gezwungen werden müssen!" — Nach einiger Zeit, als ich ihn wieder einmal besuchte, fand ich ihn sehr krank auf seinem Lager. Wie immer, so freute er sich, wenn ich ihm aus der Bibel vorlas und mit ihm betete. — Bald darauf ging er still und friedlich heim. — Als ich im Trauerhause erschien, traf ich dort seine drei Söhne. Der älteste strich gerade dem Vater über die erkalteten Wangen und sagte: „Väterchen, Väterchen, du bist ja noch ganz schön!" Ich aber dachte dabei an die Tränen des Vaters, wandte mich an sie und sagte: „Ihr hättet dem Vater die Backen streichen sollen, als er noch lebte, dann hätte er nicht über euch zu weinen brauchen." Die Söhne waren über meine Worte natürlich nicht erfreut. — Als wir nach der Beerdigung vom Friedhof zurückkamen, sah ich, wie die drei Schwiegertöchter sich sehr eingehend mit dem alten Mütterchen unterhielten. Unbemerkt begab ich mich in ihre Nähe und hörte, wie sie, die mit Schuld trugen, daß ihre Männer den alten Eltern nichts gegeben hatten, die Mutter jetzt bestürmten, doch alles zu verkaufen und abwechselnd bei dem einen und anderen zu wohnen. Ich beschloß, eine Zusage des alten Mütterchens nach Möglichkeit zu verhindern, und trat vor sie hin, indem ich sagte: „Mutter, geben Sie mir Ihre Hand und versprechen Sie mir, daß Sie Ihren Schwiegertöchtern keine Zusage geben, bis wir beide die Sache eingehend besprochen haben! Ich meine es gut mit Ihnen." — Aus dem Plan der Kinder wurde nichts. Das Mütterchen blieb allein und lebte noch einige Jahre glücklich und vergnügt auf ihrem Bodenstübchen. Die Söhne mußten gern oder ungern für die Unterhaltung ihrer Mutter sorgen. —

*

Im Vereinshaus hatten wir Frauenfest gefeiert. Nach Beendigung standen die Frauen noch in verschiedenen Gruppen zusammen. Ich beobachtete, an

einen Pfeiler gelehnt, wie die Leiterin eine Frau mit den Worten begrüßte: „Nun, liebes Kind, bist du wieder da? Du warst ja so lange krank. Wie gut, daß ich dich hier wieder sehe!“ Als sich die Angeredete verabschiedet hatte, hörte ich, wie die Leiterin zu einer anderen Frau sagte: „Denk dir mal, dat Aas war auch wieder da!“ Ich war über diesen Ausspruch tief traurig.

An demselben Abend besuchte ich noch einen jungen Schuhmachermeister in seiner einfachen Werkstatt. Bei meinem Eintreten bemerkte ich, daß er betrübt dreinschaute. Ich fragte nach seinem Kummer, worauf er sagte: „Vor etwa einem Jahr machte ich dem Meister H. ein Paar Schuhe. Weil er sie nicht bezahlte, habe ich ihn vorige Woche gemahnt. Vor einigen Tagen war er hier, griff im Zorn in seine Tasche und warf mir das Geld vor die Füße. Auf der Grube hat er dann erzählt, daß ich ihm schlechte Schuhe gemacht habe. Dadurch hat er außerdem meinen guten Ruf untergraben. Und dazu gehört er zum Vorstand im Vereinshaus und kann so mit seinem Bruder umgehen!“ — Mich stimmte das Gehörte um so wehmütiger, weil der Betreffende der Mann der vorerwähnten Leiterin war.

An einem Nachmittag machte ich mich schweren Herzens auf den Weg, diese beiden aufzusuchen. Ich traf sie zu Hause an. Als ich den beiden nacheinander ihr Unrecht vor Augen hielt, wurde der Bruder so zornig, daß er aufsprang und mich zur Tür hinausstieß. Da die Treppe bis fast an die Tür reichte, stürzte ich hinunter. Doch hatte ich Glück dabei. Ich verletzte mich nur etwas am Arm. Wehen Herzens ging ich heim. Von da an machte ich die beiden zu meinem besonderen Gebetsanliegen. Esmochtenacht Tage vergangen sein, da wurde ich vom Geist beauftragt, mich zu den Geschwistern auf den Weg zu machen. Als ich bangen Herzens eingetreten war,

fand ich die Eheleute weinend vor. Sie sagten: „Bruder Weber, wir wußten, daß Sie heute morgen kamen. Wird der Heiland unsere Unaufrichtigkeit, Heuchelei und Lieblosigkeit vergeben?“ Ich tröstete sie mit dem Wort 1. Joh. 1, 9: „So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend.“ Doch knüpfte ich die Bedingung daran, daß sie wieder gutmachen sollten, was gutzumachen sei. „Sie müssen hingehen, Frau H., zu der Frau, der Sie das häßliche Wort sagten, und bekennen, daß es von Ihnen Unrecht war, so zu reden. Und Sie, Herr H., müssen bei Ihren Arbeitskollegen das, was Sie über den Schuhmacher sagten, widerrufen und ihn Ihres Benehmens wegen um Verzeihung bitten.“ Beide erklärten sich dazu willig. Dann ging man gemeinsam auf die Knie und bat den Herrn um Verzeihung. Damit war die Sache aus dem Weg geräumt. Beide dienten wieder treu mit in der Arbeit für den Herrn.

*

Erst einige Tage wohnte ich in Dortmund. Die Leute waren mir noch unbekannt. Da stand ich eines Mittags in unserem Saal, als die Tür aufging und ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren eintrat. Er bat mich, mit ihm zu beten. Sehr ernst und innig betete er für die ganze Reichgottesarbeit, für die Bekehrung seiner Angehörigen und für die Stadtmissionsarbeit. Still reichte er mir dann die Hand und ging von dannen. Einige Tage später besuchte er mich in meiner Wohnung und erzählte mir, daß er der Sohn eines Oberlehrers sei und Christus erlebt habe als seinen persönlichen Heiland. Er müsse nun für ihn werben und arbeiten nach den Worten: „Auf, denn die Nacht wird kommen, da man nicht mehr kann!“ Seine Eltern seien zwar nicht mit ihm zufrieden, besonders deshalb, weil er in die Bibelstunde

gehe. Ich beobachtete dann auch an den folgenden Sonntagen, wie dieser junge Mann treu für die Bibelstunde warb; denn er brachte neue Gäste mit. Gelegentlich sagte ich ihm: „Lieber Otto, überschätze deine Kräfte nicht und lauf nicht zuviel; es liegt nicht an unserem Laufen und Rennen, sondern an unseres Gottes Erbarmen!“ Darauf schaute er mich ganz fröhlich an und sagte: „Bruder Weber, lassen Sie mich nur, es macht mir große Freude!“ Und dann fügte er hinzu: „Auf, denn die Nacht wird kommen, da man nicht mehr kann!“

Einige Tage später hörte ich, daß er an einer schweren Lungenentzündung erkrankt sei. Ich machte mich auf, ihn zu besuchen. Die Mutter wies mich mit den Worten ab: „Sie haben meinen ältesten Sohn zu Tode gehetzt; nun liegt er da, und Sie sind schuld daran! Ich lasse Sie nicht zu ihm.“ Ich entgegnete: „Liebe Frau, ich haben Ihren Sohn ermahnt, nicht zuviel zu laufen, und nach meiner Ueberzeugung ist er auch nicht zuviel gelaufen. Menschen, die gar nicht laufen, bekommen auch die Lungenentzündung.“ Doch alles Bitten half nichts; ich mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Zu meiner großen Betrübnis las ich einige Tage später die Todesnachricht von dem Heimgang dieses jungen Mannes. — Bei der Beerdigung schloß ich mich als Ungeladener und als Letzter an.

Es waren einige Tage vergangen. Da stehe ich in meiner Wohnung am Fenster und sehe den Vater mit finsterem Gesicht auf unser Haus zukommen. Ich wandte mich zu meiner Frau und sagte: „Da kommt der Lehrer H. mit finsterem Gesicht. Ich glaube, es gibt einen Auftritt.“ Indem ich zur Tür ging, bat ich den Herrn: „Gib mir Weisheit, daß ich dem armen, betrübnen Vater in der rechten Weise begegne!“ Nach unserer Begrüßung fuhr er mich mit rauher Stimme an: „Was hat mein Sohn Ihnen hier in der

Stadtmission für Geld gegeben?“ Ich holte mein Gabenbuch und zeigte ihm, daß er mir monatlich eine Mark Beitrag gegeben hatte. Als er das sah, sagte er: „Von jetzt ab will ich den Beitrag zahlen.“ Dann fuhr er fort: „Sie haben heute abend ja Bibelstunde. Wollen Sie mich da einmal reden lassen?“ — „Herr Lehrer“, erwiderte ich, „ich bin verpflichtet, in meinen Stunden den Heiland zu verherrlichen. Wenn Sie das auch tun wollen, dann dürfen Sie reden.“ — „Lassen Sie mich reden“, bemerkte er, „ich werde Ihnen nichts verderben.“ Ohne Gruß lief er zur Tür hinaus. Als wir am Abend unsere Bibelstunde eröffnet hatten, machte ich bekannt, daß Herr Oberlehrer H. unter uns sei und uns etwas zu sagen habe. Darauf trat er ans Rednerpult und sagte: „Hier gibt es Leute, die sterben können, und darum erkläre ich, daß ich von heute ab einer der eurigen werden will. Vor kurzem war ich am Sterbebett meines Vaters, der vierzig Jahre Kirchmeister war. Ich stand am Fußende des Bettes, als mein sterbender Vater zu mir sagte: ‚Otto, bete für mich!‘ Obwohl ich dreißig Jahre Lehrer bin, konnte ich nicht mit meinem Vater beten. Als ich nach dem Begräbnis meines Vaters von der weiten Reise wieder nach Hause kam, fand ich meinen ältesten Sohn im Sterben. Er sagte zu mir: ‚Vater, Sorge doch dafür, daß du ruhig sterben kannst!‘ Als ich ihn fragte: ‚Otto, kannst du denn ruhig sterben?‘, gab er mit leuchtenden Augen zur Antwort: ‚Ja, Vater, ich kann ruhig sterben; denn ich bin gewaschen in des Lammes Blut.‘ Dann schief er in meinen Armen ein. Und nun will ich mit euch gehen, damit auch ich einmal im Frieden sterben kann.“ — Dieser Oberlehrer wurde dann nicht nur ein regelmäßiger Besucher unserer Versammlungen, sondern auch ein treuer Mitarbeiter. Er entlastete mich dadurch, daß er in den umliegenden Dörfern Bibelstunden hielt.

Auf meinen Wegen begegnete mir ein Schneidermeister, der ein sehr verdrießliches Gesicht machte. Er gehörte zu einer anderen Gemeinschaft und war ein treuer Jünger Jesu. Wir kannten uns. Ich ging auf ihn zu, bot ihm die Hand und sagte: „Bruder, warum machen Sie so ein verdrießliches Gesicht?“ Er gab zur Antwort: „Ich bin recht unglücklich und weiß nicht, was ich anfangen soll. Da habe ich den Bruder N. als Gesellen. Dieser sollte heute morgen einen abzuliefernden Brautanzug fertigmachen. Gegen meinen Willen hat er wieder, wie des öfteren bei der Arbeit, obwohl ich es ihm wiederholt verboten hatte, in der Bibel gelesen und dabei die Hose verbrannt. Das ist nun schon das dritte Mal, daß der Bruder mir ein solches Unheil anrichtet. Nun soll ich liefern und habe eine verbrannte Hose. Meine Geduld ist aber jetzt zu Ende. Ich werde ihn entlassen. Wenn er nicht hören will, dann muß er fühlen.“ Wie konnte ich den lieben Meister verstehen in seiner Not, und doch wußte ich keinen Rat. Still schieden wir voneinander.

Pionierarbeit in Köln und Dienst als Evangelist

Nachdem Peter Weber etwa acht Jahre im Auftrag der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland in Wattenscheid und Dortmund gearbeitet hatte, versetzte ihn diese nach Köln. Als er hörte, daß er zum Pionierdienst in dieser Großstadt ausersehen sei, bestürmte er den Vorstand, ihn nicht nach Köln zu senden, sondern eine tüchtigere, brauchbarere Kraft hierfür zu suchen. Er tat dies in dem ängstlichen Bewußtsein seiner Unfähigkeit. Aber ihm wurde die Antwort: „Gehen Sie getrost nach Köln und benutzen Sie dort jede Möglichkeit, die sich Ihnen bietet! Der Herr Jesus geht mit!“

In den ersten Jahren war die Arbeit des neuen Stadtmissionars sehr schwer. Es war kaum etwas vorhanden, das Grundlage hätte sein können für den Aufbau des Werkes, zu dem Peter Weber ausersehen war. Traurig war er besonders darüber, daß damals etliche Kölner Pfarrer, sogar auch manche Brüder gläubiger Kreise lieblos und unduldsam waren und ihn als Eindringling betrachteten. Immer wieder erzählte Peter Weber in tiefer Betrübniß, wie manches Mal er demütigende Abweisungen bekommen hatte, wenn er bescheiden um Ueberlassung eines kirchlichen Raumes gebeten hatte.

Doch diese und andere Widerstände konnten die senfkornartig aufkeimende Stadtmissionsarbeit nicht aufhalten. Der Herr stand auf der Seite seines Knechtes und schenkte ihm immer mehr Eingang in die Häuser und Herzen. In späteren Jahren, als man sah, daß sich eine geschlossene Gemeinschafts- und Jugendbundarbeit entfaltete, wurde das Verhältnis zur Kirche und den anderen Reichgotteskreisen günstiger. Vieler Sterbenswege hat es aber bedurft, bis es soweit war.

Nachdem Peter Weber das Evangelium einige Jahre in Sälen der Herberge zur Heimat und der Kirchgemeinde verkündigt hatte, konnte ein eigener Saal gemietet werden. Er lag über einem Pferdestall im Hof einer der gewöhnlichen Kölner Gassen. Doch sonderbarerweise wuchs gerade in diesem ärmlichen, aber doch freundlich ausgestatteten Raum die Zuhörerschaft. Immer mehr Menschen kamen hier unter den Schall des Wortes Gottes. Es konnten sogar ein Gemischter Chor und ein Jugendbund gegründet werden.

Wie Peter Weber die große Not seiner in der Jesusferne lebenden Volksgenossen, insbesondere auch der Jugend empfand, davon sind nicht nur seine Hausbesuche, die er unermüdlich machte, ein Be-

weis, sondern auch seine persönliche Fühlungnahme mit den Menschen auf der Straße. Ueberall, wo er ging und stand, war er sozusagen in Angriffsstellung.

Schon länger hatte er, von Liebesglut zu den Verlorenen erfüllt, abends, wenn er heimkehrte, an den Ecken der seiner Wohnung naheliegenden ärmlichen Straßen und Gassen Scharen von Jungen umherstehen sehen. Sie trieben allerlei Kurzweil. Es gab auch im Kreis dieser Burschen natürlich manches, was böse und gemein war. Oft hatte er schon darüber nachgedacht, wie er diesen jungen Leuten doch wohl behilflich sein könnte, daß ihnen die Augen aufgingen für Schönes und Gutes.

An einem Abend trat er in einen solchen Kreis von Jungmenschchen und bat sie, mit ihm zu kommen, damit er ihnen etwas erzählen könne. Etwa fünfzehn Jungen folgten seiner Einladung und kamen mit in seine Wohnung. Kaum war man jedoch oben, da war die ganze Straße in Aufruhr. Dreck und Steine wurden gegen die Fenster geworfen. Als Weber das Fenster öffnete, schrie unten alles durcheinander: „Wat eß loß? — Do eß ne Käl (Kerl), dä hätt die Junges mät ob sing Wonnung jenommen, dä wäll die bekehre!“ Dem Pöbel antwortete er: „Wer mir die Fenster entzweiwirft, der muß sie bezahlen. Wenn ihr nicht aufhört, hole ich die Polizei!“ Auf der Straße wurde es dann etwas ruhiger; doch konnte im Kreis der jungen Leute kaum ein Wort angebracht werden vor wüster Ungezogenheit.

Als der Jugendfreund sah, daß er auf diese Weise unmöglich etwas anfangen könne, sagte er den jungen Menschen, daß er sie jetzt jeden Freitagabend in einem gewissen Saal (es war der Stadtmissionssaal, der sich in einem Hinterhaus über einem Pferdestall befand) sammeln wolle. Wenn sie ordentlich sein wollten, solle es nett und schön werden. So entließ

er sie. Die Burschen versprachen auch, zu kommen. Inzwischen schaffte man allerlei Gesellschaftsspiele an. Auch wurde ein Bankbeamter, der die Gabe der Musik und des Gesanges hatte, aufgesucht und gebeten, zu kommen und zu helfen, sich aber nicht aufzuregen, wenn die Jungen aus Rand und Band sein sollten. Ueber diese gutgemeinte Mahnung war jener etwas beleidigt und gab zu verstehen, er wisse wohl, wie man mit diesen jungen Leuten umzugehen habe.

Es kamen dann etwa dreißig Jungen. Jeder wurde freundlich empfangen und an den Tisch geleitet. Doch es war gerade, als ob der Teufel die armen Kerle plage. Sie balgten und schlugen sich, machten auch dem spielenden und singenden Freund Fratzen. Einer nahm einen anderen und warf ihn dem am Harmonium Sitzenden gegen den Rücken. Das wurde diesem nun doch zu arg. Er sprang auf, ergriff den ersten besten, der in seiner Nähe stand, und wollte — er war groß und stark genug — mit ihm auf die anderen losgehen. Peter Weber aber sprang schnell dazwischen und riß ihm den Burschen aus der Hand. Der Bankbeamte zog sich an und sagte: „Bruder Weber, mit dieser Bande müssen Sie mich verschonen!“ Alles Zureden half nichts, er wollte nicht bleiben, auch in Zukunft nicht behilflich sein. Wie die Wilden zogen diese Jungen an jenem Abend heim. Obwohl sie Weber viel Sorge gemacht hatten, hoffte er doch, es würde sich im Laufe der Zeit ein ernsterer Ton durchsetzen. Etwa zehnmal war diese Kölner Straßenjugend nun dagewesen; doch ihr Benehmen hatte sich eher verschlimmert als gebessert. Weber kannte damals die echten „Kölschen Jungen“ noch zu schlecht, die aus diesen Gassen kamen, wenn er weiter hoffte. Doch sein Herz glühte für seinen Heiland und für die gottfernen Massen der deutschen Jugend.

Inzwischen kam das Weihnachtsfest heran. Es war eine Feier für diesen Jungmännerkreis geplant. Inmitten dieser wilden Horde den Weihnachtsbaum anzustecken, dafür fehlte dem Stadtmissionar der Feuersgefahr wegen nun doch der Mut. Es war für reichlich Weihnachtsgebäck gesorgt. Als es auf die Tische gebracht wurde, riß man sich förmlich darum. Wenn es wenigstens gegessen worden wäre! Aber davon konnte keine Rede sein. Es wurde zerbröckelt und in dem Saal umhergestreut. Andere warfen sich gegenseitig mit den Stückchen. Inzwischen lagen etliche unter dem Weihnachtsbaum und zerdrückten ganz still eine Kugel nach der anderen. Als Peter Weber das sah, riß ihm der Geduldsfaden. Er sprang in die Ecke, ergriff seinen derben Spazierstock und rief die Gesellschaft mit lauter Stimme an: „Jungens, ich wollte euch gut sein, ihr aber habt nicht gewollt, und nun hinaus mit euch; es ist genug!“ Mit erhobnem Stock und im Zorn stürzte er sich auf die inzwischen still gewordenen Burschen, die mit lautem Geschrei ihre Mützen ergriffen und die Treppe hinabstürzten. Aus der Ruhe und Fassung gebracht, lief er hinterdrein. Als er unten ankam, hatte einer einen Kartoffelsack durch die Jauche gezogen und warf ihn Peter Weber über den Kopf. Als er sich davon wieder befreit hatte, war er sehr traurig, besonders aber darüber, daß er sich so hatte vom Zorn hinreißen lassen. Doch er dachte auch an seinen Meister, wie es ihm wohl ums Herz gewesen sein mußte, als er über Jerusalem weinte und sprechen mußte: „. aber ihr habt nicht gewollt!“ Erst nachher wurde ihm klar, in welcher großen Gefahr er geschwebt hatte inmitten dieser dreißig jungen Männer, da an jenem Abend keiner der Helfer erschienen war. Aber er erkannte auch wiederum aufs neue, wie der Herr die Seinen behütet.

Nach Jahren ging Weber einmal auf der Straße neben einem Fuhrwerk. Plötzlich wird er von dem Fuhrmann angeredet: „Leewen Heer! Wenn ich Uch sinn, dann muß ich mich schamme. Ihr hattet et domols so joot met uns Junge jemeent, äwwer mr hann et Uch schwär jemaat. Meent Ihr, dr lewe Jott, von dem Ihr sproocht, dr künnt mr dat vergewwe? Ech wor doch einer von de Schlämmste.“ Selbstverständlich wurde ihm die vergebende Liebe des Heilands gezeigt. „Jo, ech ben kathollisch“, erwiderte er, „sünst köm ech och en de Versammlung.“ In ähnlicher Weise begegneten ihm noch einige andere, die ebenso redeten. Es hat zwar nicht an Spott und Hohn gerade in jenem Stadtteil, wo das geschehen war, gefehlt, und Schimpfnamen, wie „Jüddepastur“, „Heilskamel“ und andere, waren an der Tagesordnung.

Als man etwa ein Jahr in jenem Saal über dem Pferdestall, in dem die Arbeit einen so feinen Aufschwung genommen hatte, zusammengekommen war, wurde Weber von einem Kaufmann eingeladen, ihn in seinem Büro zu besuchen. Als er ihm gegenüber saß, fragte ihn dieser, ob er schon einmal ernstlich Gott angerufen habe, der Stadtmissionsarbeit ein anständiges Haus zu schenken. Peter Weber mußte das verneinen. Auf die verwunderte Frage, warum er das noch nie getan habe, konnte er nur antworten, daß die geringe, von ihm getriebene Arbeit kaum die nötigsten Mittel zu deren Weiterführung aufbringe, und daß er deshalb unmöglich in einer Stadt, in der jeder Quadratmeter viel, viel Geld koste, an ein eigenes Haus denken könne. Aber diese Beweisführung wollte jenem Kaufmann nicht einleuchten. Er entgegnete: „Herr Weber, seien Sie nicht so kleingläubig! Gott kann das machen!“ Zwischen seinen Fingern hielt er fünf Zehnmarkstücke. Diese legte er vor Peter Weber hin mit der Bemerkung:

kung, daß er sie ihm schenke, wenn er von nun an jeden Tag um ein eigenes Haus beten wolle. „So kann das doch nicht weitergehen! Am vorigen Sonntag hatten Sie Kaffeefest, und da roch es in dem Saal doch wieder sehr nach Pferdemit!“ — „Das haben Sie aber nicht gerochen; denn Sie waren nicht anwesend“, entgegnete der Angeredete. — „Das mag wohl stimmen, aber meine Frau war dort!“ Diese Unterredung gab Peter Weber Mut, den Herrn ernstlich anzurufen und auch hier und da Freunde der Arbeit anzugehen. Ein anderer Kaufmann schenkte in derselben Woche weitere fünfzig Mark, und so war das Grundkapital vorhanden.

Weber faßte sich ein Herz, auch eine sehr reiche Dame, die für alle möglichen Zwecke Geld schenkte, zu besuchen. Sie war zwar sehr zurückhaltend, doch nach einigen Besuchen stand man sich innerlich so nahe, daß man zusammen beten konnte. Frau Dr. Gr. liebte die Art der Arbeit, wie sie der Bote der Evangelischen Gesellschaft trieb. Deshalb gab sie einen Beitrag von monatlich zwanzig Mark. Gelegentlich erzählte sie, daß sie der Heilsarmee 150 000 Mark geschenkt habe, wofür diese drei Häuser gekauft habe, um den Heimatlosen und Obdachlosen eine Heimat zu bieten. Sie mußte wohl gemerkt haben, daß der Stadtmissionar nachdenklich dreinschaute; denn sie fragte ihn plötzlich: „Bruder Weber, freuen Sie sich nicht darüber?“ Dieser gab zur Antwort: „Frau Doktor, ich würde mich mehr gefreut haben, wenn Sie der Heilsarmee 145 000 Mark und dem armen Bruder Weber 5000 Mark geschenkt hätten, damit wir die Versammlungen nicht mehr über dem Stall abzuhalten brauchten!“ Frau Dr. Gr. sagte daraufhin: „Leider habe ich kein Geld mehr frei; aber die zwanzig Mark monatlich sollen Sie gern weiter haben.“ Dafür war Peter Weber recht dankbar. Er brachte noch zum Ausdruck, daß er selbstverständ-

lich von Herzen der Arbeit der Heilsarmee Gottes Segen wünsche.

Es war in der Adventszeit. Da bekommt er eines Tages einen Brief aus Tirol, in dem zu lesen ist: „Ich sitze hier auf der Veranda meines Hotels, mit Handarbeiten beschäftigt, und frage mich, was ich mir denn eigentlich zu Weihnachten schenken will. Als bald heißt es in meinem Herzen: Du schenkst dir tausend Mark und schickst diese dem lieben Bruder Weber für sein Vereinshaus. Anbei finden Sie einen Scheck, auf den Sie sich am 1. April tausend Mark holen können. Inzwischen beten Sie weiter und klopfen noch an manche reiche Tür, und es wird nicht lange währen, dann werden Sie das ersehnte Haus als Mittelpunkt der Arbeit haben!“ War das eine Freude für Peter Weber und den ganzen Vorstand.

Drei Tage später kommt wieder ein Brief aus Tirol, der dieselbe Handschrift trägt. Ganz erschrocken öffnet ihn Peter Weber in dem Gedanken, daß es Frau Dr. Gr. leid geworden sein könne wegen der tausend Mark; doch wie erstaunt war er, folgendes lesen zu dürfen: „Lieber Bruder Weber! Als mein Brief weg war, mußte ich erst einmal recht an Sie und Ihre Not in Köln denken. Reißen Sie den kürzlich übersandten Scheck entzwei und nehmen Sie den beiliegenden!“ Dieser lautete auf fünftausend Mark. Welche Ueberraschung! Wie dankbar war man dem Vater im Himmel! Weitere zweitausend Mark waren bereits durch kleinere Gaben zusammengekommen, und auch die Evangelische Gesellschaft gab noch zweitausend Mark.

Peter Weber sieht — es war im Jahre 1907 — im Severinsviertel, in dem zumeist Arbeiterbevölkerung wohnt, eines Tages ein Haus, das zu verkaufen ist. Außer diesem hatte er bisher nichts finden können. Es gehörte einem Ingenieur, der nach Berlin verzogen war, und der das Haus billig verkaufen

wollte. Der Preis betrug 38 500 Mark. Die bereits vorhandenen neuntausend Mark wurden angezahlt, und das übrige Geld blieb als Hypothek stehen. Durch die verfügbaren Wohnungen und die Miete für das Vereinslokal wurden die Zinsen sichergestellt. Der Saal sollte in den Garten gebaut werden; doch bekam man keine Bauerlaubnis. Deshalb wurde das Unterhaus mit dem anschließenden Hof zu einem Vereinssaal umgebaut. Das kostete aber weitere fünftausend Mark.

Wegen dieses Geldes lag Peter Weber ernstlich bittend vor seinem Herrn, indem er ihm immer wieder sagte, daß er für diese fünftausend Mark keine Deckung habe. Und der reiche Gott half wunderbar. Wieder kommt ein Brief aus Tirol, in dem es heißt: „Meine Schwester, Frau Dr. Gr., liegt schwerkrank, und sie hat den Wunsch, daß Sie sich auf beiliegenden Scheck noch zweitausend Mark holen möchten.“ Kurz darauf starb diese Wohltäterin. In ihrem Testament vermachte sie Stadtmissionar Weber für seine Arbeit weitere dreitausend Mark. Mit dankbarem Herzen konnte nun die ganze Bauschuld bezahlt werden. Es ist bezeichnend für Frau Dr. Gr., daß sie vor ihrem Tod bestimmt hatte, daß an ihrem Sarge nur der Heiland der Sünder verherrlicht werden solle. Und so geschah es auch.

Als das Stadtmissionshaus fertig war, rückte der Tag der Einweihung immer näher heran. Am Tage zuvor fehlten aber noch hundert Stühle für den Saal. Wieder ging Weber, der schon so manche Gebetserhörnung erlebt hatte, zu dem, der allein aus dieser Not helfen konnte. Darnach machte er sich auf den Weg in die Stadt. Das wenige Geld, das er noch hatte, nahm er mit. Ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, ging er über den Salierring. Da sieht er irgendwo auf einer Veranda einen Herrn stehen, der beide Hände in den Hosentaschen hat und recht finster

dreinschaut. Der Knecht Gottes, dem das besonders auffällt, geht auf ihn zu, ihn in der ihm eigenen Weise ohne weiteres freundlich grüßend und anredend: „Mein lieber Herr! Weshalb sehen Sie so finster in den Tag?“ Dieser entgegnet: „Lassen Sie mich in Ruhe! Das geht Sie nichts an!“ — „Daß es mich nichts angeht, weiß ich; aber trotzdem möchte ich es gern wissen. Sie haben ein so schönes Haus und blicken so düster drein. Das verstehe ich nicht!“ Da zeigt der Hausbesitzer mit der Hand hinter sich und sagt: „Das alles hatte ich einem Wirt vermietet. Der aber ist diese Nacht durchgebrannt und hat mir nichts für seine große Schuld hiergelassen als hundert Stühle und sechs Tische.“ Peter Weber zog es durch den Sinn: Diese könntest du gebrauchen. Er sagte jenem Herrn, was ihn bewegte. Es gibt einen harten Kampf; aber schließlich willigt dieser ein, ihm die Sachen für das Geld, das verfügbar ist, zu verkaufen. Da fährt auch gerade unter dem Fenster des betreffenden Hauses ein großer Flachwagen vorbei. Der Fuhrmann wird angerufen: „Wo fahren Sie hin?“ — „Ins Severinsviertel!“ — „Nun, dann nehmen Sie mir hier meine Tische und Stühle mit!“ — Bereits eine Stunde, nachdem der Beter seine Nöte dem Herrn gebracht hatte, war das, was sein Herz begehrte, im Saal, der am anderen Tage seiner Bestimmung übergeben werden sollte.

Peter Weber war immer wieder darauf bedacht, den Gemeinschaftsleuten und Jugendbündlern, die den Ordnungsdienst versahen, ans Herz zu legen, schonend umzugehen mit den Gegenständen, die der Meister auf so wunderbare Weise geschenkt hatte.

Der Einweihungstag war dann ein rechter Lob- und Danktag. Jedes Plätzchen und Eckchen im Saal und auf den Fluren war besetzt mit Menschen, die voller Freude über die großen Taten ihres Gottes waren. Stadtmissionar Weber aber äußerte, daß er

damals in einer Stimmung gewesen sei, in der er aus Erfahrung verstehen gelernt habe, wie es einem David zumute gewesen sein mußte, als er vor der Bundeslade einhertanzte.

*

Vielen Bittenden konnte Peter Weber helfen und dadurch Not der Armen lindern und Tränen der Witwen trocken. Es kam zwar auch vor, daß er getäuscht wurde und da half, wo besser nicht geholfen worden wäre.

Damals lebte in Köln der alte Fabrikant Langen, der immer wieder gern und willig darreichte, was der Stadtmissionar ausgelegt hatte, um in der größten Not einzugreifen. Wenn der alte freundliche Herr wohl einmal sagte: „Bruder Weber, Sie waren aber lange nicht hier!“, bekam er zur Antwort: „Lieber Herr Langen, Sie sehen, der Bettelbruder kommt aber immer wieder!“ Herr Langen entgegnete dann lächelnd: „Was haben Sie denn wieder auf dem Herzen?“ Und dann erzählte der Freund der Armen und Geringen, daß er einem eine Hose, einem anderen einen Rock, einem Kind ein Paar Schuhe gekauft habe und dergleichen mehr. Ganz fröhlich sagte Langen dann: „Das haben Sie gut gemacht!“, zog eine Rolle Goldstücke (damals waren noch viele Goldstücke im Umlauf) aus der Tasche und gab dem, der für andere bettelte, soviel er brauchte.

Viel Trost und Erquickung konnte sich Peter Weber stets bei diesem reichen Herrn und edlen Menschenfreund holen; denn mit warmem Herzen nahm er teil an dem Ergehen des Stadtmissionars, mit dem er zusammen betete und die Verheißungen des großen Gottes las. Auch einige andere Herren standen ihm zur Seite und halfen die große Last der Stadtmissionsarbeit tragen.

Uebrigens durfte der treue Diener seines Herrn in all den Jahren seines Wirkens im Reichgottesberuf auch in seinem persönlichen Leben in des Wortes wahrster Bedeutung die Wahrheit von Matth. 6, 33 erfahren. Es hat ihm und den Seinen nie am N ö t i - g e n gemangelt, auch seiner zahlreichen Familie nicht.

Etwa acht Jahre hatte Peter Weber in Köln und den Vororten unermüdlich für die Sache seines Meisters gewirkt und neben dem umfangreichen Dienst am Wort, den Hausbesuchen und der steten Hilfsbereitschaft für die Notleidenden auch die Sorgen für die Unterhaltungskosten der Missionsstation getragen. Da zeigte es sich, daß er seinen Nerven zuviel zugemutet hatte, so daß er, der in frischer, frohgemuter Weise stets im Dienst seines Königs gewirkt hatte, jetzt oft zagend vor seiner Arbeit stand. — Der damalige Inspektor der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, Pfarrer Buddeberg in Elberfeld, gab ihm, nachdem ein anderer Stadtmissionar nach Köln berufen worden war, den Posten eines Re is e p r e d i g e r s u n d E v a n g e - l i s t e n.

Diese andersgeartete Tätigkeit hat Peter Weber mit viel Lust und Liebe zwei Jahre lang bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges ausgeübt. Sein Meister hatte ihm ja die Gabe der volkstümlich-erwecklichen Rede geschenkt.

Peter Weber konnte es nicht lassen, zu zeugen von dem, was er erfahren und erlebt hatte. Wo er ging und stand, so möchte man fast sagen, nahm er Stellung gegen Sünde und Unrecht und trat für seinen König Jesus ein. Auch auf der Eisenbahn. Davon noch einige Beispiele:

An einem Sonntagabend kam er von Siegburg nach Köln zurück. Er befand sich in einem Abteil 4. Klasse, das ziemlich besetzt war. An der Tür stand ein

großer, stattlicher Mann, neben ihm in die Ecke geduckt ein kleiner. Ihm gegenüber saß ein Soldat, der wieder ins Feld hinaus mußte. Es war Krieg. Zur Heiterkeit aller Anwesenden erzählte der Soldat, was für ein dummer Kerl sein Vater sei. Er könne ihm alles vorschwindeln; alles glaube er ihm, was er sage. Heute habe er ihm sein letztes Geld aus der Tasche herausgeschwätzt, weil er vorgegeben habe, er müsse sich einen neuen Mantel kaufen. Nun wolle er alles in der kommenden Nacht in Köln versaufen, vertanzen und verjubeln. Alles lachte über den Schlauberger. Da konnte es Weber nicht mehr aushalten. Er stand auf, trat dicht an den Krieger heran, hob seine Hand empor und sagte laut und vernehmlich vor allen: „Hören Sie! Gott wird Sie dafür richten, daß Sie Ihren Vater, der Sie lieb hat, hier vor fremden Menschen lächerlich machen. Sie wissen wohl nicht, daß in der Bibel steht: ‚Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen!‘ und: ‚Ehre Vater und Mutter!‘“ Weiter kam er nicht. Viele riefen: „Heilskamel, Heilskamel!“ Andere: „Schlagt ihn vor den Kopf!“ Da war mit einemmal der kleine Mann, der neben Peter Weber gesessen hatte, aufgesprungen und packte ihn an der Kehle. Indem Weber ihn von sich drängen wollte, kam der große Mann von der Tür, packte den Kleinen, der Webers Hals umklammerte, hob ihn hoch und warf ihn mit voller Wucht in seine Ecke. Dann ging der Große wieder hin und begab sich still an seinen Platz. Auch der unerschrockene und mutige Zeuge setzte sich. Der Soldat schimpfte reichlich, und viel Spott und Hohn wurde laut. Auf einmal kam der große, starke Mann, trat vor den, als dessen Schützling er aufgetreten war, hin und sagte: „Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen geholfen habe, weil ich Ihren Gott fürchte. Gott?

Wer ist Gott? Ich fluche ihm!“ Und dann kamen schaurige Worte der Gotteslästerung aus dem Munde dieses Mannes, wie man sie selten hört.

Als der Zug auf der Hohenzollernbrücke war und nicht mehr lange bis zum Kölner Hauptbahnhof zu fahren hatte, stand Peter Weber auf, ging auf jenen Gotteslästerer zu, schaute zu ihm auf — Peter Weber war klein von Person — und sagte: „Mein Herr! Ich, der kleine Mann, will Ihnen heute abend Ihre Zukunft sagen.“ Es war totenstill. „Der Gott, den Sie hier gehöhnt haben, wird Sie ergreifen und zerdrücken, daß Ihnen alle Knochen krachen, und Sie werden Ach und Weh schreien, aber es wird keine Hilfe da sein, es sei denn, daß Sie Buße tun!“ In dem Augenblick lief der Zug in den Hauptbahnhof ein. Der Bekenner seines Heilandes riß die Tür auf und verschwand in der Menschenmenge. Sonst wäre es ihm wohl übel ergangen. — Es war elf Uhr abends. Hinter dem Dom wartete Weber auf die elektrische Straßenbahn. Da sah er auf einmal den Großen mit dem Kleinen an der Haltestelle vorbeigehen. Er hörte, wie dieser zu dem Kleinen sagte: „Du brauchtest den Kerl doch nicht gleich beim Hals zu kriegen! Aber das will ich dir sagen, es war mir grün und gelb vor den Augen, als der Kerl vor mich hintrat und so sprach!“ Ein stilles, inbrünstiges Gebet stieg noch empor zum Thron des Höchsten für diese beiden Männer, die in der Dunkelheit der Nacht untertauchten. —

Ein anderes Mal sitzt neben Peter Weber ein Mann, der die Branntweinflasche aus der Tasche zieht und daraus trinkt. Es entwickelt sich folgendes Gespräch: „Lieber Freund! Für den elenden Fusel, den Sie da trinken, gönnte ich Ihnen lieber Eier und Schinken!“ Wütend sprang der Angeredete auf und schrie: „Geben Sie mir Geld für Eier und Schinken! Wir armen Leute können uns das nicht erlauben.“

Nichts wird uns gegönnt!“ — „Zeigen Sie mir mal die Flasche her! Für das Geld, das der Schnaps gekostet hat, hätten Sie auch Eier und Schinken erhalten. Das wäre Ihrem Körper zuträglicher als das Gift da in der Flasche. Ich meine es wirklich gut mit Ihnen!“ — In längeren Ausführungen klärte ihn Weber darüber auf, daß der Alkohol die Organe des Körpers zerstört und viele Menschen elend daran zugrunde gehen. — Der Trinker wurde immer ruhiger und nachdenklicher. Tränen kamen ihm in die Augen, und er sagte: „Sie haben recht! Ich bin auch einer von denen, die, wenn sie so weitermachen, elend dahinsterven.“ Ihm wurde nun der Retter und Befreier Christus gezeigt. Am Ende der Fahrt sagte der Mann: „Das, was Sie mir sagten, habe ich bisher nicht gehört. Ich will wieder anfangen zu beten! Ich möchte frei werden!“ —

Wieder einmal steht der Volksmissionar auf einem Bahnhof. Er wartet auf den Zug, der ihn ans Ziel bringen soll. Es herrscht großes Schneetreiben. Er sieht einen Mann, der bemüht ist, ein blasses, dünn angezogenes Mädchen, das er an der Hand hält, mit sich fortzuziehen. Doch das Kind widerstrebt und möchte den Vater zurückhalten. Dieser aber zerrt endlich sein Töchterchen mit sich fort. Peter Weber folgt den beiden und beobachtet, daß er im Wartesaal drei „Klare“ herunterschüttet. Inzwischen bleibt das kleine Mädchel dabei, seinen Vater vom Schanktisch wegzuziehen, was ihm endlich gelingt.

Wieder auf dem Bahnsteig angelangt, geht Weber auf den Mann zu und redet ihn an: „Sie haben aber ein braves Mädchen!“ Dieser: „Das will ich auch wissen! Das Kind habe ich lieber als alles andere auf der Welt!“ Der Knecht Gottes entgegnet: „Das kann ich nicht recht glauben. Sie scheinen einen anderen noch viel lieber zu haben als das Mädchel da!“ Wild fährt der Angeredete auf: „Das beweisen Sie mir!“

Ihm wird nun gesagt: „Sehen Sie sich Ihr Kind an! Wie armselig steht es in dieser bitteren Winterszeit da! Es hat weder ein Mäntelchen noch einen Schal noch richtige Schuhe an. Den Schnaps, den Sie eben getrunken haben, den lieben Sie mehr als Ihr Töchterlein. Und darum muß dieses Kind so dünn gekleidet gehen und frieren!“ Dem Vater treten Tränen in die Augen, und er erwidert: „Ja, Sie haben recht; mein armes Kind muß frieren, und mein Geld, das ich besser anwenden könnte, wird zu Schnaps. Hier reiche ich Ihnen meine Hand zum Zeichen dafür, daß ich keinen Tropfen Alkohol mehr trinken werde! Das, was Sie mir heute gesagt haben, habe ich bisher von niemand gehört!“ Peter Weber weist noch hin auf den, der die Gebundenen allein befreien kann, und bezeugt, daß in den meisten Fällen die eigene Kraft nicht ausreicht, Herr zu werden über den Dämon Alkohol. Da, ein furchtbares Rasseln und Dröhnen! Zwei Züge laufen gleichzeitig in die Bahnhofshalle ein. Ein schneller Händedruck. Links und rechts gehen die Wege auseinander. Mit dankbarem Herzen sitzt der Freund der Armen und Gebundenen in seinem Abteil und bittet um Kraft und Sieg für den, dem er eine kleine Hilfe sein durfte.

Kölner Kriegserleben

Plötzlich, wie ein schnell heraufziehendes Gewitter, brach im August 1914 der große Weltkrieg über uns herein. Weber, der in der ersten Woche nach der Mobilmachung in Duisburg-Meiderich zu evangelisieren hatte, konnte, nachdem dieser Dienst, der besonders segensreich war, zu Ende ging, nur mit den größten Schwierigkeiten nach Köln zurückgelangen.

Nicht lange währte es, da lagen die Lazarette und Krankenhäuser voll von Verwundeten. Es gab neue

Aufgaben zu lösen. Stadtmissionar Weber, der von seiner Reisetätigkeit als Evangelist entbunden war, ging zum ständigen Divisions-Oberpfarrer und bat ihn um einen Ausweis, damit er die Verwundeten und Sterbenden besuchen könne. Doch sein Ersuchen wurde mit Dank abgelehnt. Er habe nicht studiert, und deshalb könne man ihn nicht gebrauchen. Doch er ließ sich nicht verblüffen, sondern ging, nachdem weitere Schritte erfolglos waren, zu dem ihm freundlich gesinnten Superintendenten. Dieser rief Stellen an, die sich ablehnend verhalten hatten, und zeigte ihnen das Verkehrte ihres Tuns. Weber, den die Liebe zu den Menschen trieb, um ihnen in ihren Schmerzen den Weg zum Herzen Gottes zu zeigen, erhielt nun den gewünschten Ausweis.

Vom Morgen bis zum Abend brachte er nun Tag für Tag unter den Verwundeten zu. Bis ins Innerste hinein wurde er oft erfaßt von dem Erleben in den Lazaretten, so daß er, wenn er nach stundenlangem Wirken draußen stand, sich erst wieder auf sich selbst besinnen mußte. Wie nahm er aber auch teil an dem Leid und Ergehen der einzelnen! Er brachte den Verwundeten nicht nur Trost aus Gottes Wort; er betete nicht nur mit ihnen. Neben all dem geistlichen Zuspruch und den öffentlichen Andachten und Gottesdiensten stellte er auch Verbindung mit den Angehörigen der Schwerverletzten her.

Längere Zeit durfte er wöchentlich in dem katholischen Alexianerkloster in Köln eine Bibelstunde halten. Die Brüder dieses Klosters waren immer besonders hilfsbereit und trugen Sorge, daß möglichst alle Evangelischen teilnehmen konnten. Die ganz Schwachen trugen sie auf ihren eigenen Armen hin, oder sie verwendeten Transportmittel, um die Verwundeten aus allen Stationen in den Gottesdienstsaal zu befördern. Einst lag auch ein junger Krieger auf seinem Bett vor Weber, als dieser von der Liebe seines

Heilandes zu den Verwundeten sprach. Es fiel ihm auf, daß er unverwandt mit feurigen, begehrlischen Blicken an seinem Munde hing. Nach Beendigung des Gottesdienstes ging Weber auf ihn zu und fragte ihn, weshalb er so gespannt und aufmerksam gelauscht habe. Da gab er zur Antwort: „Ich habe große und schmerzhaftige Wunden und lag bereits in verschiedenen Krankenhäusern. Wenn ich hörte, es sei Gottesdienst, ließ ich mich unter den furchtbarsten Qualen hintragen. Ach, wie enttäuscht ließ ich mich dann oft wieder auf mein Bett zurückbringen, weil ich zwar allerlei gehört hatte, aber das nicht, wonach mein Herz sich sehnte, die Frohe Botschaft von meinem Heiland, der Sünder selig macht! Bruder, ich danke Ihnen! Sie haben durch das, was Sie sagten, mein Herz erfreut, und nun gehe ich gern wieder auf mein Lager, auch wenn es nicht ohne Schmerzen abgeht!“

Einmal fand Stadtmissionar Weber bei seinen Lazarettbesuchen einen ganz jungen Menschen schwer darniederliegen. Er streicht ihm liebevoll über die Stirn und reicht ihm die Hand. Da kommen dem jungen Mann die Tränen, und er bittet, ihm ein Neues Testament zu besorgen. Er wird zutraulich und erzählt einen Teil seiner Lebensgeschichte. Als Sohn eines Gastwirts in Süddeutschland wird er, obwohl nach seiner Konfirmation der Wunsch sehr rege in ihm ist, ein frommer Mensch zu werden, von drei Kameraden verführt und geht die Wege der Gottesserne. Der Anführer nimmt ihn und die beiden anderen Genossen eines Sonntags mit in die Versammlung der Gläubigen, um sie zu stören. Doch daran werden sie durch einige Männer, die ihre Absicht erkennen, gehindert. Wohl oder übel müssen sie dem dargebotenen Wort lauschen. Das hat zur Folge, daß unser junger Freund erfaßt wird vom Wirken des Geistes Gottes und den Anstoß bekommt, seiner

Seele Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen, während die anderen noch größere Spötter wurden. Inzwischen war der Krieg gekommen, und sie hatten sich freiwillig gestellt. Die früheren Freunde waren schon gefallen, während er jetzt dalag mit großen Löchern in den Hüften und auch dem Tod entgegensah. Oft besuchte ihn Peter Weber und durfte ihm die Frohe Botschaft bringen von dem, der das Verlorene sucht. Bleich wie der Tod lag er Woche um Woche auf seinem Schmerzenslager. Doch wider menschliches Erwarten trat mit einemmal Besserung ein. Es kam sogar der Tag, da konnte er langsam auf seinen Krücken gehen. Nun wollte er's nicht länger leiden, daß „der Herr Missionar“ die Traktate in dem großen Lazarett austeilte. Er übernahm es als liebe Pflicht, von Bett zu Bett zu gehen und wöchentlich allen Kranken des Hauses eine Evangelisationsschrift zu überreichen, was ihm mancherlei Spott und Hohn von seiten seiner Kameraden einbrachte. So wurde er auf seinen Krücken ein treuer Zeuge seines Meisters, bis die Zeit kam, da er ins Elternhaus zurückkehren durfte.

Ein anderes Bild: Peter Weber tritt in ein Zimmer, in das man Sterbende zu betten pflegte. Es lagen sich zwei Verwundete gegenüber, Er hört, daß der eine gerade laut anfängt, etwa wie folgt zu beten: „Lieber Herr und Heiland, mein Leben lang bin ich dir fortgelaufen, da ich von dir nichts wissen wollte. Nun muß ich sterben. Da bitte ich dich herzlich: Vergib mir meine große Schuld! Laß mich nicht zur Hölle fahren! Erbarme dich meiner!“ Der Beter öffnet die Augen und sieht Stadtmissionar Weber still an seinem Lager stehen, Als er hört, mit wem er es zu tun hat, bittet er dringend, für seinen Kameraden und ihn zu beten, da sie beide sterben müßten. Doch der andere Todeskandidat ruft erregt, er wolle nicht, daß man für ihn bete, er wolle nichts von Gott wissen.

Alles freundliche Zureden hilft nichts. Er kehrt sein Angesicht zur Wand, während der Gottesknecht tief ergriffen auf seinen Knien für die beiden vor den Pforten der Ewigkeit Stehenden betet. Gehobenen Herzens dankt der eine; der andere dagegen hat keinen Gruß übrig, sondern bleibt verschlossen. Am anderen Morgen liegen beide stumm im Leichenhaus nebeneinander.

Blicke ins Familienleben

Die Schilderung von Peter Webers Leben würde einen Mangel aufweisen, wenn nicht auch ein Licht fallen würde auf seine Lebensgefährtin. Sie hatte nach mancher Seite hin große Vorzüge, die sie auszeichneten als rechte Gattin eines Stadtmissionars, der selbstverständlich infolge seines Berufes viel von daheim abwesend sein mußte. Deshalb mußte seine Frau in vielen Fällen entscheidend und verantwortlich handeln. Elf Kindern schenkte sie das Leben, von denen sieben heranwuchsen und zu brauchbaren Menschen erzogen wurden. Meisterhaft verstand sie es, den ihr in dieser Beziehung zufallenden Aufgaben gerecht zu werden. Dabei ließ sie alle Weichlichkeit und Sentimentalität vermissen. Sie konnte mitunter bei ihren Kindern den Eindruck unbeugsamer Härte und Strenge erwecken. Klar und zielbewußt ging sie ihren Weg, auf dem ihr ihre Kinder einfach folgen mußten. Der herbe Zug ihres Wesens und ihre etwas in sich gekehrte Art ließen nur selten zu, daß man ihr heiß in Liebe brennendes mütterliches Herz gewahrte. Dann und wann kam es vor, daß man einen flüchtigen Blick in dies Mutterherz hineintun durfte. Aber zumeist sahen die Kinder die Schale, und wir wußten doch um den süßen Kern, den diese umschloß. Und wieviel ist uns an ihr erst

heilig, groß und wichtig geworden, seit wir sie beim Herrn wissen! Wir haben heute zum Teil eigene Familien und können selbst praktisch etwas davon erleben, welch große und schwere Aufgabe es ist, eine Reihe Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen. Wie trägt doch gerade unsere Zeit das Gepräge der Weichlichkeit und Rührseligkeit in der Kindererziehung, wo oft etwas mehr Straffheit und Ernst der heutigen Jugend gegenüber heilsam wäre!

Uebrigens war es zum Staunen, wie geschickt unsere Mutter haushalten konnte. Bei dem geringen Gehalt, das die Boten des Evangeliums bekamen, war es eine Kunst, die große Familie ordentlich zu kleiden und daneben für die vielen hungrigen Mägen zu sorgen. Der große Gott hatte ihr in diesem Stück besondere Gaben geschenkt. Es ist mir in Erinnerung, wie sie als „kluge Haushalterin“ nichts versäumte und doch dabei heimlich eine Summe Geldes sparte, als Grundlage zur Beschaffung eines Harmoniums, das der Vater sich sehnlichst gewünscht hatte. Dieser war nicht wenig überrascht, als ihm seine treue Gehilfin das Ersparte bei irgendeiner Gelegenheit überreichte. Was Peter Weber vielen hat sein dürfen in 33 Jahren seines Verbundenseins mit ihr, daran hat seine Gattin, die in einem aufopferungsvollen Leben des Entsagens ihm freudig die Wege ebnet half, beträchtlichen Anteil.

Am 16. Dezember 1919 führte sie der Tod in die himmlische Heimat ein, wo sie ohne Aufhören ernten darf.

Peter Weber war ein fröhlicher Mensch. Gott hatte ihm ein heiteres Gemüt mit auf seinen Lebensweg gegeben. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß deshalb auch ein Geist der Freude den Kreis der Seinen durchwehte. Diese Tatsache war natürlich kein Hindernis dafür, daß das Familienleben die

Note lebendigen Christentums trug und in der Kindererziehung auch von seiten des Vaters streng durchgegriffen wurde. Uebergeistlichkeit, Kopfhängertum oder fromme Schwärmerei blieben den Kindern unbekannte Dinge. Dadurch, daß sie die Luft eines fröhlichen, natürlichen Lebens in Christi Nachfolge atmeten, suchten sie nicht nach anderen Freuden, wie sie die Welt anbot. Weber war stets darauf bedacht, sich seinen Kindern, wenn es seine Zeit erlaubte, zu widmen.

Sonntagmorgens ging er fast regelmäßig mit ihnen nach der Morgenandacht zum Frühgottesdienst, um danach noch einen Spaziergang in irgendeinen Park oder an den Rhein mit ihnen zu machen. Dabei waren wir alle froh und vergnügt. Es wurde erzählt und, wenn man ganz im Freien war, zusammen gesungen. Wenn wir dann heimkamen und unser Weg durch die Kölner Altstadt, in der wir seinerzeit wohnten, ging, wurden auch wohl Rufe laut, wie: „Watt sitt ihr äwwe ne ärme Mann, weil ihr so vill Kinger hat! Wo nämmt ihr nur all dat Fresse her für die Jesellschaft?“

Wie gern gedenken wir Kinder heute noch der jährlich einmal am Fronleichnamstage stattfindenden Familienausflüge ins Siebengebirge! Es waren das seltene Festtage; mit dem Dampfer ging's den Rhein hinauf, und dann wanderte man fröhlich miteinander über die Berge.

Der Vater ließ sich auch das Opfernicht verdrießen, jedem der Kinder irgendein Musikinstrument zu beschaffen. Wie groß war die Freude aller, als die Webersche Hauskapelle, bestehend aus Harmonium, 1. und 2. Violine, Viola und Cello, zum erstenmal bei irgendeiner Familienfeier auftreten konnte!

Und die Familienfeste! Sie waren stets Höhepunkte. Unvergeßlich blieben der Familie des Vaters Geburtstagsfeiern am 1. Weihnachtstag. Liebe

Freunde, zumal Förderer der Kölner Reichgottesarbeit waren dann die Festgäste. Alle waren mit ganzer Seele dabei, wenn das Geburtstagskind Heiteres und Ernstes aus seinem Leben erzählte.

Vater hatte neben der feinen Gabe des Erzählens und Unterhaltens den Vorzug, Erlebtes und Erlauschtes, auch wenn Jahre darüber hingegangen waren, genau und mit unmittelbarer Frische wiedergeben zu können, so daß man das Geschilderte miterlebte. Und wie verstand er es, durch das Dargebotene bei seinen Kindern und andern Zuhörern auf feine Weise allerhand Lebensweisheit an den Mann zu bringen!

33 Jahre lang waren Peter Weber und seine Gattin Hand in Hand durchs Leben gewandert, hatten gemeinsam im Kreis der ihnen von Gott geschenkten Kinderschar Freude und Leid miteinander geteilt. Da trennte sie der Tod mit rauher Hand. Peter Weber, der damals gerade von daheim abwesend war, wurde an das Totenbett seines Weibes gerufen.

Es wurde ihm sehr schwer, sich ohne Frau zurechtzufinden, zumal in jener Zeit der Erschöpfungszustände, durch die er ein Jahr ans Bett gefesselt war. Etwa zwei Jahre nach unserer Mutter Tod führte ihm Gott wieder eine Gehilfin und Lebensgefährtin zu. Mit großer Opferwilligkeit hat diese Frau ihr bisheriges sorgloses Leben, das sie dreizehn Jahre als Witwe geführt hatte, aufgegeben und sich mit rührender Liebe mitten hineingestellt in den Kreis einer großen Familie mit ihren Mühen und Sorgen. Was ist sie in den fast acht Jahren der Ehe ihrem Gatten gewesen, der in dieser Zeit meistens schwach und krank war! Sie war dazu ausersehen, ihn in seinem Alter zu pflegen. Manch frohes Stündlein war den beiden Alten gemeinsam noch beschert, wenn auch immer wieder Trübsalswolken ihr Leben umdüster-

ten. Wir Kinder danken es ihr heute noch herzlich, daß sie sich unserm Vater und uns geschenkt hat.

Der Lebensabend und das Heimwärtsgehen

Die letzten Lebensjahre durfte Peter Weber in einem schmucken Einfamilienhaus in dem gesund und landschaftlich schön gelegenen Kölner Vorort Dellbrück verleben. Das Erwerben eines eigenen Hauses mit Garten hatte ihn schon seit Jahren innerlich in Anspruch genommen, besonders aber seit jener Zeit, da seine erste Frau anfang, hinzuwelken. Ihr hoffte er in besonderer Weise zu dienen durch den Wegzug aus dem Inneren der Großstadt. Nicht nur die Luftveränderung sollte ihr zugute kommen, sondern auch die eigenen Erzeugnisse des Gartens, die man für damalige Verhältnisse nicht hoch genug bewerten konnte.

Der Herr ließ es auch gelingen und schenkte ein feines, kleines Anwesen, das zur Hauptsache aus einem Erbteil der Mutter und dem mühsam Ersparten erworben werden konnte. In späteren Jahren hätte sich das auf diese Weise angelegte Geld womöglich durch die Inflation verflüchtigt. Wie glücklich war doch Vater mit den Seinen über diesen seinen kleinen Besitz! Das Eigenheim stellte ein Stück der Erfüllung der Verheißung dar: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen!“ (Matth. 6, 33). Als Weber seinerzeit seine gesicherte Stellung bei Krupp aufgab, schalt ihn ein Beamter einen Toren, weil er nach seiner Meinung in eine ganz ungewisse Zukunft ging; damals hatte er dem Beamten geantwortet: „Ich glaube, daß mein Vater im Himmel mehr Brot backt als Vater Krupp!“ Dieses Glaubenswort hatte sich als Wahrheit erwie-

sen. Es sei nur nebenbei bemerkt, daß auch die herangewachsenen Kinder dieses Wortes Erfüllung miterleben durften. Gott hat es gefügt, daß alle heute im Leben einen Platz einnehmen, der beweist, daß der Eltern Segen den Kindern Häuser baut. Zwei von ihnen, ebenso einige seiner Enkel dienen in ihrem Hauptberuf dem Reiche Gottes.

Leider hat die erste Gattin Webers nicht lange in diesem schönen Eigenheim zugebracht, in dem sie sich so wohl fühlte. Sie war unerwartet schnell in die ewigen Hütten des Friedens abberufen worden. Doch der alte Vater selbst hat mehr denn 10 Jahre das Glück genießen dürfen, ein nettes Häuslein sein eigen zu nennen.

Den Menschen, die ein ganzes, langes Leben ohne Rast und Ruh immerzu geschafft und gewirkt haben, zumal solchen, die mit einem von innen herausgeborenen heiligen Muß ihre Arbeit im Reiche Gottes verrichteten, fällt es unsagbar schwer, die Hand vom Pflug zu lassen und sich zurückzuziehen. Ist es verwunderlich, daß es Peter Weber schwer ankam, in die Zurückgezogenheit und Stille geführt zu werden?

Die Kräfte versagten plötzlich ihren Dienst, und er wurde unsicher auf den Füßen, nachdem ein großer Erschöpfungszustand über ihn gekommen war. Noch drei Jahre lang genoß er die Ruhe. Hin und wieder zeugte er noch bei diesem oder jenem Fest von seinem Heiland; doch bestand seine Hauptbeschäftigung in kurzen Spaziergängen, die ihn immer wieder erfrischten. Besonders viel gebetet hat Peter Weber in jenen Jahren. Geredet hat er selten davon. Doch fiel bei der Unterhaltung hier und da ein Wort, das auf solch treue Fürbitte schließen ließ.

Wie gern gedachte er immer wieder der Väter in Christo, seiner Lehrer und Führer, die das teure Wort Gottes ausgelegt hatten! Namen wie Pfarrer Fritz Coerper, der langjährige Vorsitzende der Evan-

gelischen Gesellschaft, Inspektor Munz, Evangelist Elias Schrenk, die Pastoren Gauger, Buddeberg, Herbst, Krafft und andere kamen immer wieder über seine Lippen. Wie sind doch solche tiefgegründeten Gottesknechte insgeheim wirksam gewesen bei der Gestaltung der Persönlichkeit derer, die zu ihren Füßen gesessen haben!

Gelegentlich brachte es Weber zum Ausdruck, daß er sich, je älter er werde, um so sündiger vorkomme. Auch bekannte er, vieles verkehrt gemacht zu haben. Im Rückblick auf das, was hinter ihm lag, konnte er gelegentlich sagen: „Wenn ich meinen Weg noch einmal durchlaufen dürfte, wollte ich manches anders und besser machen, sowie noch viel treuer und fleißiger sein!“

Peter Weber war sich der Grundverderbtheit seines Wesens vollkommen bewußt bis zu seinem letzten Atemzug; er war ein sündiger Mensch, aber er wußte auch, daß seine befleckten, sündigen Kleider gewaschen waren im Blut des Lammes, und daß er, weil er diese gereinigten Kleider täglich von allen neuen Flecken wieder hell machen ließ, vor dem großen Gott versöhnt und als sein geliebtes Kind dastehen durfte. In dieser Gewißheit des Heils war er in seiner ihm verordneten Ruhestellung täglich ein auf seinen Herrn Wartender. Das fühlten auch die Seinen, die ihn umgaben, und empfingen davon einen bleibenden Eindruck. Schon in seinen jüngeren Jahren, da er auf der Höhe seines Lebens stand, hat er manchmal das Wort geprägt: „Ich denke jeden Morgen, wenn ich aufstehe: Dieser Tag kann mein letzter sein!“ —

Viel schneller, als außer ihm jemand dachte, ging sein Pilgerpfad zu Ende. Ein Blasenleiden, das ihm früher bereits einmal zu schaffen gemacht hatte, stellte sich mit vermehrten Schmerzen wieder ein und wurde die Ursache zu seinem Tode. Als die

Schmerzen sich fast bis zur Unerträglichkeit steigerten, wurde er ins Krankenhaus gebracht. Seine Leiden mehrten sich von Tag zu Tag. Die Aerzte waren der Ansicht, daß ihn vielleicht noch eine Operation retten könne. Nach siebzehntägigem Krankenlager wurde sie an ihm vorgenommen.

Am Vorabend seines Todestages brachte er in herzlichem Gebet in besonderer Weise alle seine Kinder und deren Familien, wie seine bei ihm weilende Gefährtin vor den Thron der Gnade. Am anderen Tage, fünf Stunden nach der Operation, ging der treue Kämpfer Gottes zur ewigen Ruhe ein. Ganz unerwartet breitete er plötzlich, nachdem er vorher noch fürsorgliche Worte an seine Gattin gerichtet hatte, seine beiden Arme aus; ein Lächeln verklärte seine Züge, und — er war daheim, wo Freude die Fülle und liebliches Wesen zur Rechten Gottes immer und ewiglich sind.

Eine katholische Ordensschwester, die bei diesem triumphierenden und doch zugleich sanften Heimgang zugegen war, konnte sich nicht enthalten, zu äußern: „Herr Weber ist aber unmittelbar in den Himmel gegangen. Das konnte man sehen!“ Der Arzt, der gerade am Bett des Sterbenden stand, bekannte, ein solches Abscheiden von dieser Welt noch nicht gesehen zu haben.

Abgeschlossen war ein Leben, in dem die überschwengliche Größe der Kraft Gottes sich so auswirken konnte, daß Ströme lebendigen Wassers dahin flossen, wohin er seinen Fuß setzte.

Am 18. Februar 1928 begrub man die sterbliche Hülle dieses Gottesmannes unter großer Beteiligung auf dem Friedhof zu Köln-Dellbrück neben seiner Gattin, die ihm bereits den Weg des Todes und des Lebens vorangegangen war. Danach sammelten sich viele Freunde zu einer stillen Trauerfeier in der Kirche, in der der Direktor der Gebietsmission der

Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, Pastor Essen, noch einmal kurz das Leben des Vollendeten aufgrund von 1. Kor. 15, 10a würdigte. Der Vorsitzende der Zweigvereine der Evangelischen Gesellschaft in Groß-Köln, Wilhelm Buddeberg, der viele Jahre der Freund des Heimgegangenen war, schilderte in kurzen Worten das Wirken in Köln und Umgebung. Außer einigen Kollegen, die ihm einen kurzen Nachruf widmeten, durfte auch der Verfasser dieses gemäß Offb. 7, 9—17 bekräftigen, was seinen nun vollendeten Vater auszeichnete, und was er besonders seiner Familie hatte sein dürfen. Der Tag der Beisetzung war, trotz des großen Schmerzes, den er brachte, durchweht von Ewigkeitshoffnung.

Auf dem schlichten Grabstein grüßen die Worte:

„Ihr sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben!“ (Joh. 14, 19).

Pastor Joseph Gauger widmete dem Heimgegangenen in „Licht und Leben“ (März 1928) folgenden Nachruf:

„Stadtmissionar Peter Weber in Köln ist 67 Jahre alt am 14. Februar gestorben. Er war wirklich ein Arbeiter im Weinberg des Herrn und das Muster eines Stadtmissionars. Ihm ging es darum, allen alles zu sein und jedem in seiner Weise zu dienen, um nur etliche zu gewinnen für seinen Herrn. Er hatte etwas ungemein Gewinnendes, Liebenswürdiges, Liebliches. Wenn er erschien, dann erschien etwas von der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unseres Heilandes. Der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland hat er in Treue gedient, früher lange Jahre in Dortmund, dann viele Jahre in Köln. Die Arbeit der Evangelischen Gesellschaft in Köln war seinerzeit sehr zurückgegangen; da setzte es der damalige Vorsitzende, unser unvergeßlicher Vater Coerper, durch, daß Peter Weber nach Köln versetzt

wurde. An ernstestn Einwänden dagegen hat es nicht gefehlt, weil man ihn in Dortmund für unentbehrlich hielt. Aber das, was Bruder Weber in Dortmund getan hatte, war stand- und wetterfest und blieb, und die Arbeit, die er in Köln anfang, blühte nun auf wie niemals zuvor. Es war eine Freude, diesen Mann am Werk zu sehen, sowohl in seinen Stunden als in seiner Sonntagsschule, als bei seinen Hausbesuchen. Gott wird seinen Knecht, der im Kleinen wie im Großen treu gewesen ist, reich belohnen in der Ewigkeit. Er, der Herr des Weinbergs, möge aber auch der Evangelischen Gesellschaft und überhaupt der Sache der Evangelisation und Gemeinschaft Männer erwecken, die solche Lücken ausfüllen, wie sie unser teurer Bruder Weber gelassen hat!"

WERTVOLLE LEBENSBLDER

Im Kreuz hoffe und siege ich
Lebenserinnerungen von Ida v. Krusenstjerna,
geborene Fürstin Barclay de Tolly-Weymarn
6. Auflage, 243 Seiten, Halbkor DM 6.50

Eines der wertvollsten Frauenlebensbilder, das uns das Ringen um die Nachfolge Jesu im Glanz des alten Rußland, im Dienste der Gemeinde in Deutschland und Schweden und in viel persönlichem Leiden zeigt. Lic. Th. Brandt

Johann Christoph Blumhardt
Von Friedrich Zündel +

15. Auflage (67.—69. Tausend), 330 Seiten, Ganzleinen DM 9.50

Das Lebensbild eines Mannes, der wie kein anderer dazu berufen ist, uns in der innersten Not zu Hilfe zu kommen. Der Hauptgewinn, den der Leser von der Lektüre dieses Buches haben wird, ist der, daß er von der Realität der oberen Welt und ihrem Hereingreifen in diese unsere Welt einen überwältigenden Eindruck bekommt. („Evang. Worte“)

Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem
Dienst am Evangelium

Von D. Walter Michaelis

2., durchgesehene und erweiterte Auflage, 207 Seiten, Halbleinen DM 5.80

Das Buch ist einerseits weniger als eine Selbstbiographie, andererseits sehr viel mehr, nämlich ein Beitrag zur Kirchengeschichte etwa der letzten 80 Jahre. Das Thema dieses Lebens und dieses Buches ist das Verhältnis von Kirche und Gemeinschaft, für deren positives Verhältnis zueinander Walter Michaelis, der langjährige Vorsitzende des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, sich einsetzte. („Buchberater“)

Mutter

Bilder aus dem Leben von Dora Rappard-Gobat
Von Emmy Veiel-Rappard

9. Aufl. (66.—71. Tsd.), 308 Seiten, Halbkor DM 7.—, Ganzleinen DM 7.50

Dieses vielgelesene Lebensbild, mit viel Liebe einst von der Hand der Tochter geschrieben, schildert den Lebensweg der Bischofstochter von Jerusalem, deren Hauptwirkungsstätte dann St. Chrischona bei Basel wurde. Der Leser begegnet einer edlen Frau voller Innerlichkeit, Herzengüte und Mütterlichkeit. („Für Arbeit und Besinnung“)

Brunnen-Verlag, Gießen und Basel

BÜCHER VON OTTO FUNCKE

Die Fußspuren Gottes in meinem Lebensweg

Neubearbeitet von Friedrich Seebaß

28. Auflage (86.—89. Tausend). 312 Seiten.
Halbleinen DM 8.50 · Halbleder DM 9.50

Dies Buch gehört zweifellos zu den wenigen, die weit über die Zeit ihrer Entstehung hinaus auch heute noch etwas zu sagen haben. Und weil das Ganze in naturhaft sprudelnder Frische und Echtheit geschrieben ist, trifft es den Leser mit der überführenden Kraft der Wahrheit, die sich selbst bezeugt. Sup. Lic. Th. Brandt

Der Weg nach Hause

Geschichten und Gedanken

15.—18. Tausend, 189 Seiten, Ganzleinen DM 6.50

Mit Otto Funcke auf Reisen

Erlebte Geschichten daheim und draußen

27.—31. Tausend, 168 Seiten, Halbleinen DM 4.80

Wie man glücklich wird und glücklich macht

Geschichten und Erfahrungen

37.—43. Tausend, 160 Seiten, Halbleinen DM 4.80

Vademecum für junge und alte Eheleute

22.—24. Tausend, 335 Seiten, Ganzleinen DM 8.—

Funckes Werke haben einen bleibenden Wert. Sie sind in vielen Hunderttausenden von Exemplaren erschienen und in sieben Sprachen übersetzt. Aus reicher seelsorgerischer Erfahrung, mit viel Menschenkenntnis und köstlichem Humor zeigt der Verfasser seine Kunst, im Plaudern das Tiefste zu sagen. Die Sprache ist lebendig und fesselnd. Funckes Bücher gehören zweifellos zu den besten der christlichen Literatur.

Brunnen-Verlag GmbH., · Gießen / Basel

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst, sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blikerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

Band

- 1 **Bodelschwingh.** Ein Lebensbild für unsere Zeit. Von Ernst Senf. 80 S.
- 2 **Pastor Wilhelm Busch.** Ein fröhlicher Christ. Von Wilhelm Busch 76 S.
- 3 **Johann Christoph Blumhardt.** Von Alo Münch. 96 S.
- 4 **Carl Hilty.** Ein Freund Gottes. Von Friedrich Seebaß. 76 S.
- 5 **Samuel Keller.** Gottes Werk und Werkzeug. Von Ernst Bunke. 87 S.
- 6 **Was ich mit Jesus erlebte.** Von Marg. Wurmb v. Zink. 80 S.
- 7/8 **Matthias Claudius.** Der Wandsbeker Bote. Von Friedrich Seebaß. 115 S.
- 9/10 **Mathilda Wrede.** Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 11 **Heinrich Jung-Stilling.** Wanderer an Gottes Hand. Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- 12/13 **Paul Gerhardt.** Der Sänger der evangelischen Christenheit. V. Friedr. Seebaß. 112 S.
- 14 **Johann Sebastian Bach.** Der Thomaskantor. Von Friedrich Seebaß. 72 S.
- 15 **Schwester Eva von Tielewinckler.** Die Mutter der Vereinsamten. Von Alfred Roth. 80 S.
- 16/17 **D. Otto Funcke.** Ein echter Mensch, ein ganzer Christ. Von Arno Pagel. 112 S.
- 18/19 **Toyohiko Kagawa.** Der Samurai Jesu Christi. Von Carl Heinz Kurz. 112 S.
- 20 **Curt von Knobelsdorff.** Der Herold des Blauen Kreuzes. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 21 **Henriette Frein von Seckendorff-Gutend.** Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. Von Heinr. Petri. 80 S.
- 22/23 **Jakob Gerhard Engels.** Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von Arno Pagel. 104 S.
- 24 **Elias Schrenk.** Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S.
- 25/26 **Markus Hauser.** Ein Hoffnungsleben. Von Albert Jung-Hauser. 96 S.
- 27/28 **Ludwig Richter.** Künstler und Christ. V. Friedrich Seebaß. 104 S.

Band

- 29/30 **Ludwig Hofacker.** Gottes Kraft in einem Schwachen. Von Arno Pagel. 104 S.
- 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach.** Drei Frauen im Dienste Jesu. Von Arno Pagel. 96 S.
- 33/34 **Johann Friedrich Oberlin.** Der Patriarch des Steintals. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 35/36 **Franziskus von Assisi.** Der Herold des großen Königs. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 37 **C. H. Spurgeon.** Prediger von Gottes Gnade. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 38 **D. Walter Michaelis.** Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S.
- 39 **Pestalozzi.** Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von Otto Eberhard. 88 S.
- 40 **J. Hudson Taylor.** Sein Werk und seine Missionsmethoden. Von F. Rudersdorf. 80 S.
- 41/42 **Carl Heinrich Rappard.** Ein Zeuge Jesu Christi. Von Ernst Bunke. 96 S.
- 43/44 **Hans Nielsen Hauge.** Ein Wandersmann Gottes. Von Alfred Hauge. 112 S.
- 45 **Johann Albrecht Bengel.** Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
- 46/47 **Friedrich Braun.** Ein Baumeister Gottes im Schwabenland. Von Anna Katterfeld und Wilhelm Ilgenstein. 112 S.
- 48 **Dwight L. Moody.** Vom Kaufmann zum Evangelisten. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
- 49/50 **Friedrich Christoph Oetinger.** Denker und Seelsorger. Von Friedrich Seebaß. 96 S.
- 51/52 **Karl Büchsel.** Aufrufen und Erfahren des Landgeistlichen. Friedrich Seebaß.
- 53/54 **Peter Weber.** Was Kraft vermag. Von Peter Weber. 104 S.
- 55/56 **Minna Popken.** Ein Leben unter Christus. Von Minna Popken. 96 S.
- 57/58 **Ernst Modersohn.** Ein erwähltes Werkzeug Gottes. Von Hans Bruns. 96 S.
- 59/60 **Alfred Christlieb.** Ein Schriftforscher. Von Alfred Christlieb. 112 S.